

Leo Navratil: Schizophrenie und Sprache

Zur Psychologie der Dichtung

Das Morgen
Im Herbst der weiß
der sie im Augen
Mühen waffen
Kampfen erfinden hat
im Herbst wieder

die Goffnung
die Kenntnis der Form
der Willen zur Selbst
die Erfahrung die Goffnung
die Goffnung der
der Selbst der
die Goffnung der
der

Das Leben
Das Leben ist schön
schön so schön als das
das Leben ist schön
das Leben ist schön
das Leben ist schön
das Leben ist schön
das Leben ist schön

Der Traum -
übernehmen vollendet ist gegen
der Traumzustand der gegen
noch als Einzahl in Kasandras
Es ist wahrheitlich angenommen
das eigentliche Passivum der Worte
den weit bisherige Feststellungen
als Hauptwirkung betrachtet ist Teil
Lanka Zustand all der Vorgang
wunde als Zukunftsleiter auf
der Traum: könnte auch als Schlaf
gesehen werden

dtv

Über dieses Buch

»Die Resenrose im Herbst auch blüht. / Der Weidmann in die welken Augen leht. / stumm sehen dich die Augen an. / der stumme Blick der Rose. / Die Blätter der Rose waren blind. / lagen auf der Erde. / Und warten der Landschaft kühlen Wind.«
Dieses kleine Kunstwerk, das durch seinen zarten poetischen Gehalt beeindruckt, könnte einer unserer zeitgenössischen Dichter geschrieben haben. Trotz der Qualitäten dieses Gedichtes ist die literarische Einstufung jedoch umstritten, weil es sich um die Arbeit eines Schizophrenen handelt. Dr. Leo Navratil gibt zur Beseitigung solcher Vorurteile ein »Plädoyer für die Kunst der Geisteskranken«.

Die erstaunliche schöpferische Leistungskraft psychisch Erkrankter hat Navratil bereits in seinem vielbeachteten Buch ›Schizophrenie und Kunst‹ nachgewiesen. In dem vorliegenden Band analysiert er nun die Sprachschöpfungen der Schizophrenen und kommt zu dem faszinierenden Ergebnis, daß sich der Vorgang des sprachlichen Gestaltens bei Gesunden und Kranken nicht wesentlich unterscheidet. Wenn die Sprache der Schizophrenen oft skurril und unverständlich erscheint, so ist der Grund in der besonderen Situation zu suchen: »Wie der Künstler strebt der Schizophrene nach Selbstverwirklichung. Er richtet mit seinen bizarren Sprachgebilden Bastionen an seinen Ichgrenzen auf. Aber wahrscheinlich hat Manfred Bleuler recht, wenn er sagt, daß in all der Abwendung der Schizophrenen von der Gemeinschaft doch ein Tasten nach Gemeinschaft liegt, die er in einer neu zu schöpfenden Welt zu finden hofft.«

Dieses Buch ist eine Erstveröffentlichung; es wurde eigens für den Deutschen Taschenbuch Verlag geschrieben.

Leo Navratil:
Schizophrenie und Sprache
Zur Psychologie der Dichtung

Deutscher
Taschenbuch
Verlag



Originalausgabe

April 1966

© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti

Für das Umschlagbild wurden Originalaufzeichnungen
Schizophrener verwendet

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen

Printed in Germany



Inhalt

Vorbemerkungen	9
Vorwort	17
Einleitung	
Friedrich Hölderlin	21
Was ist Schizophrenie?	40
I. Sprache und Psychose	65
II. Schizophrene Dichter	
Hans	100
Juliane	107
Charis	111
August Klotz	115
Frans Pohl	119
Adolf Wölfli	120
Alexander	138
III. Lyrische und schizophrene Sprachphänomene	192
Schlußbetrachtung	247
Erläuterungen	255
Literaturhinweise	261
Sachregister	267

»Sind wir nicht alle Boten, die mit versiegelten Briefen zu Unbekannten gehen?«

Wilhelm Raabe

»Es ist eigentlich um das Sprechen und Schreiben eine närrische Sache; das rechte Gespräch ist ein bloßes Wortspiel. Der lächerliche Irrtum ist nur zu bewundern, daß die Leute meinen – sie sprächen um der Dinge willen. Gerade das Eigentümliche der Sprache, daß sie sich bloß um sich selbst bekümmert, weiß keiner. Darum ist sie ein so wunderbares und fruchtbares Geheimnis, – daß wenn einer bloß spricht, um zu sprechen, er gerade die herrlichsten, originellsten Wahrheiten ausspricht.«

Novalis

»Ich liebte die einfältigen Malereien, Türgesimse, Zierat, Gauklerbilder, Aushängeschilder, volkstümliche Illustrationen, altmodische Literatur, Kirchenlatein, erotische Bücher mit Rechtschreibfehlern, Romane unserer Großmütter, Märchen, kleine Kinderbücher, alte Opern, alberne Kehrreime, ungekünstelte Rhythmen ...«

Arthur Rimbaud

Vorbemerkungen

Ihren Ursprung verdankt diese Untersuchung dem Zufall. Ich hatte mich seit Jahren mit dem zeichnerischen Gestalten der schizophrenen Kranken beschäftigt. Das Buch ›Schizophrenie und Kunst‹ (dtv-Band 287) ist ein Ergebnis dieser Bemühungen. Dort findet sich auf Seite 44 als Fußnote ein fünf Zeilen langes Gedicht des Schizophrenen Alexander. Dieser Kranke zeichnete nur auf Aufforderung. Er mußte dabei immer angespornt werden, weil er bei jeder Tätigkeit rasch erlahmte. Oft genügte aber ein Wort oder ein Blick, worauf er wie automatisch reagierte. Während er so zeichnete, kam mir der Gedanke, ihn ein Gedicht schreiben zu lassen. Ich bat ihn darum und nannte ihm den Titel ›Der Morgen‹. Er schrieb mit Unterbrechungen, fuhr aber ohne Zögern fort, sobald man ihn ermahnte. Stumm überreichte er das Gedicht:

Der Morgen

Im Herbst da reiht der Feenwind
da sich im Schnee die
Mähnen treffen.
Amseln pfeifen heer
im Wind und fressen.

Nun mußte Alexander bald zeichnen, bald Gedichte schreiben. Ich fühlte mich durch seine poetischen Äuße-

rungen stark angesprochen. So nebenbei sammelte ich die Gedichte und versuchte mir einen Kommentar dazu zu machen. Der Vergleich mit der Kunst drängte sich auf.

Man hat die Eigentümlichkeiten der Sprache Schizophrener mit der Traumsprache, mit sprachlichen Entgleisungen unter dem Einfluß von Müdigkeit und mit gewissen Störungen beim Ausfall zerebraler Sprachzentren in Beziehung gesetzt. Vom Standpunkt der Stilistik sind dagegen die schizophrenen Sprachphänomene noch wenig untersucht worden.

Einige meiner Kollegen, denen ich die Gedichte zeigte, waren davon beeindruckt. Mein Freund Alfred Bader aber, ebenfalls Psychiater und ein Kenner auf dem Gebiet des bildnerischen Schaffens der Schizophrenen¹, schrieb, er halte nicht viel von diesen Versen. Sie kämen ihm langweilig, monoton und inhaltsarm vor. »Es hat mir die Gedichte in Erinnerung gerufen«, schrieb er, »die von einer elektronischen Maschine gemacht worden sind. Dort gibt es auch so faszinierende Zeilen wie ›Rot sind manche Blaue Blätter«, die auf den ersten Blick sehr poetisch scheinen, bis man sich dann klar wird, daß es ebensogut gelb oder schwarz heißen könnte.« Auch den Vers Alexanders: »Ich will mehr zu den Nieren als später zu den Kanonieren«² führte er als Beweis dafür an, daß hier weniger schizophrene Sprunghaftigkeit im Denken als simple, zufällige Reimassoziation am Werke sei.

1 J. Cocteau, G. Schmidt, H. Steck u. A. Bader, *Insania pingens*. Basel 1961 (Wunderwelt des Wahns, Köln 1961).

2 Der Vers stammt aus einem Gedicht, das sich nicht in dieser Sammlung befindet.

In Goethes »Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des Westöstlichen Divans« las ich: »Man hat ... zu einer gewissen Zeit manche Druckschriften verteilt als Manuskript für Freunde. Wem dieses befremdlich sein könnte, der bedenke, daß doch am Ende jedes Buch nur für Teilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfassers geschrieben sei.«

Ich konnte mich der seltsamen Mischung von scheinbarer Geistlosigkeit, willkürlicher Destruktion, Zartheit des Ausdrucks und Eigenart der Form nicht mehr entziehen. Die schlechten Stellen in den Sprachprodukten des Kranken schienen mir kein stichhaltiges Argument gegen den Wert der guten zu sein. Der Kranke wog, sichtete und siebte ja nicht. Vielmehr war von ihm alles so schriftlich fixiert worden, wie es ihm eingefallen ist. Und da standen Zeilen, wie »Lila ist unsere Farbe der toten Fahnen«, »Langsames Leben ist lang«, »Ich bin schön meine ich; meine Sorge« oder statt Wüste – »Stumme Sandweit«.

Zu meinem Vergnügen habe ich die Gedichte Alexanders gesammelt, Bemerkungen und Exkurse dazu geschrieben. Ich verfolgte damit zunächst weder einen wissenschaftlichen Zweck, noch ging es mir um ein Plädoyer für die Kunst der Geisteskranken. Ich wollte die poetischen Merkmale in den Versen dieses Schizophrenen auffinden und bezeichnen. Die Vielfalt der Aspekte lockte mich, literaturwissenschaftliche Vollständigkeit strebte ich nicht an.

Als ich die schizophrenen Sprachgebilde mit meinen Notizen dem Deutschen Taschenbuch Verlag vor-

legte, fand ich sofort Widerhall. In einem Gespräch mit dem Verlagsleiter, Herrn Heinz Friedrich, und den Lektoren Herrn Dr. Erhard Klöss und Herrn Horst Bienek einigten wir uns über die Herausgabe eines Bandes ›Schizophrenie und Sprachen Ich sollte das Thema jedoch umfassender behandeln und auch für die dichterischen Erzeugnisse anderer schizophrener Kranker Beispiele bringen. Herr Friedrich regte an, das Buch mit einem Kapitel über die Veränderungen der Sprache durch die Psychose einzuleiten. Die Ähnlichkeit der schizophrenen mit der modernen Poesie war uns allen klar. Den Vergleich im einzelnen wollten wir aber dem Leser überlassen, zumal eine solche Aufgabe den Rahmen der geplanten Untersuchung gesprengt hätte.

Es schien mir zunächst ein leichtes, das gewünschte Kapitel zu verfassen und noch andere Proben schizophrener Dichtung beizufügen. Die Ausführung dieses Planes ist dann doch etwas schwieriger geworden.

Ich entschloß mich, neben den Versen Alexanders, die weiter das Kernstück des Buches bilden sollten, poetische Schöpfungen von sechs anderen Schizophrenen aufzunehmen. In zwei Fällen konnte ich dabei auf eigene Beobachtungen zurückgreifen, die übrigen Beiträge hatte ich aus der psychiatrischen Fachliteratur auszuwählen. Die Kasuistik schizophrener Dichter ist dadurch inhomogen geworden. Während die Verse Alexanders provoziert sind, hatten die anderen Kranken ihre Gedichte spontan geschaffen. Neben den im engeren Sinne lyrischen Gebilden konnten auch Prosatexte

der Kranken nicht streng ausgeschlossen werden. Die Darstellung der einzelnen Persönlichkeiten und ihrer Werke ist dem vorhandenen Material entsprechend verschieden groß ausgefallen.

Es schien geboten, die schizophrenen Dichtungen zusammen mit den Krankengeschichten ihrer Schöpfer wiederzugeben. Diese Auszüge aus den Krankenblättern sollten aber nur einen Eindruck vom Schicksal der Patienten und der Dauer und Schwere ihrer Geistesstörung vermitteln. Auch sie sind aus äußeren Gründen verschieden lang. Es konnte aber auch nicht angestrebt werden, hier alle Daten festzuhalten, die einem Psychiater wichtig scheinen, war doch von vorneherein klar, daß diese Untersuchung zu ätiologischen Problemen der Schizophrenie, etwa zur Frage, ob diese Erkrankung mehr durch erbliche Momente oder mehr durch Erlebnisse in der frühen Kindheit bedingt sei, keinen Beitrag leisten wird.

Dennoch war es nötig zu sagen, was Schizophrenie sei. Dieser ganz besonders schwierigen Aufgabe schien mir ein kurzer historischer Überblick am ehesten gerecht zu werden. Keinesfalls ist aber, was hier geboten wird, eine Einführung in die Psychiatrie oder auch nur in die Psychopathologie der schizophrenen Psychose. Wer das sucht, greife zu einem der namhaften psychiatrischen Lehrbücher. Dennoch habe ich versucht, auch dem Nicht-Psychiater und Nicht-Mediziner Erscheinungsbild und Problematik der psychotischen Störungen nahezubringen. Eine solche Schilderung wäre ganz unvollkommen, wollte man die wechselnden Ein-

stellungen der Menschen zu den Geisteskranken nicht miteinbeziehen.

Ich konnte es mir nicht versagen, in dem Kapitel über Sprache und Psychose auch einige eklatant schizophrene Abwandlungen der Sprache durch geistig gesunde Menschen zum Vergleich anzuführen.

Schließlich konnte die späteste Dichtung Hölderlins nicht außer acht gelassen werden. Ich bin überzeugt, daß ein richtiges Verständnis des umstrittenen Spätwerkes dieses Dichters ohne den psychopathologischen Aspekt unmöglich ist. Um der Frage des Rangunterschiedes auszuweichen, wurde Hölderlin an den Anfang dieser Untersuchung und nicht in die Gruppe der dichtenden Schizophrenen gestellt, obwohl hier nur seine Krankengeschichte und (mit einer Ausnahme) solche Gedichte wiedergegeben sind, die ihren Stil der Psychose des Dichters verdanken.

Man muß bei Hölderlin drei Arten dichterischer Schöpfungen unterscheiden, die ganz verschieden voneinander sind. Zunächst die Werke aus der Zeit seiner seelischen Gesundheit. Als Beispiel dafür wird das Gedicht ›An die Parzen‹ zitiert (S. 21). Unvergleichlich anders sind die späten Hymnen, Entwürfe und Bruchstücke aus der Zeit seiner Krankheit. Sie wieder weisen – wie schizophrene Sprachschöpfungen überhaupt – zwei verschiedene Arten auf: neben kitschig-schwülstigen und in ihrer Banalität fast grotesken Erzeugnissen (z. B. ›Freundschaft‹, S. 35) stehen dichterische Aussagen von tiefer Innerlichkeit und Echtheit (z. B. ›An‹, S. 38). Vor allem für diese letzte Gruppe

Hölderlinscher Dichtungen habe ich einige Beispiele zu geben versucht. Wenn man auch heute geneigt ist, Hölderlin schöpferische Kraft bis zum Versiegen seiner Sprache zuzuerkennen, so muß doch der Leser unsicher werden und in seinem Urteil schwanken, der nicht das Große neben dem Geringen sieht und das Gelungene neben dem Mißratenen zu bewundern vermag.

Ich habe mich bemüht, in diesem Buch nicht zu wiederholen, was in ›Schizophrenie und Kunst‹ gesagt worden ist. Die beiden Arbeiten bedürfen auch der gegenseitigen Ergänzung nicht, obwohl sie genetisch und thematisch zusammengehören.

Das hier verwendete eigene Beobachtungsgut stammt aus der Niederösterreichischen Landes-Heil- und Pflegeanstalt Gugging. Dem Direktor dieses psychiatrischen Krankenhauses, Herrn Hofrat Primarius Dr. Koloman Nagy, der mich vor Jahren in die Psychiatrie eingeführt und meine spätere wissenschaftliche Tätigkeit stets gefördert hat, möchte ich an dieser Stelle herzlich danken. Dank sagen will ich auch Herrn Dozent Dr. Hans Strotzka, dem Leiter des Psychotherapeutischen Lehrinstituts an der Psychiatrischen und Neurologischen Klinik der Universität Wien, der mir auch für diese Untersuchung wertvolle Anregungen gab, und meinem Kollegen, Primarius Dr. Lois Marksteiner, der mit unermüdlichem Eifer meine Manuskripte las und mich durch lebhaftige Kritik erfreute.

Mein ganz besonderer Dank gilt aber den Herren des Deutschen Taschenbuch Verlages, Herrn Dr. Hans-Dieter Dyroff für die teilnehmende und sorgsame redaktionelle

Betreuung, vor allem aber Herrn Verlagsleiter Heinz Friedrich und Herrn Dr. Erhard Klöss, durch deren Mut und Initiative sich das einsame Manuskript in dieses Buch verwandelt hat.

Es sei meiner Frau gewidmet.

Klosterneuburg, März 1966

Leo Navratil

Vorwort

Sprache ist ein Zeichen- und Regelgefüge historisch-konventioneller Art, ein System artikulierter Lautsymbole, das innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft als Verständigungsmittel dient, ein soziales Faktum, ein »Ergon«, eine Kulturschöpfung. Sprache ist aber auch eine wirkende Kraft, eine psychophysische Tätigkeit, individuelle »Energiea«¹.

Der Gebildeaspekt der Sprache wird von der geschichtlichen Sprachforschung, der Linguistik, untersucht. Der subjektive Prozeß- oder Funktionsaspekt ist Gegenstand der Sprachpsychologie².

Nach Karl Bühler³ sind die drei Hauptleistungen der Sprache: Kundgabe (Symptom), Auslösung (Signal) und Bericht (Symbol). Im Falle der Kundgabe benutzt der Sprecher die Worte, um seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Durch die Auslösung oder den Appell beeinflußt er das Verhalten anderer. Die dritte Leistung der Sprache liegt in der objektiven Darstellung und Mitteilung eines Sachverhaltes. Spoerri⁴ unterscheidet

1 Ergon (gr.) = Werk, Energiea (gr.) = Wirksamkeit; die Unterscheidung geht auf W. v. Humboldt (1767 bis 1835) zurück.

2 F. Kainz, Einführung in die Sprachpsychologie. Wien 1946.

3 K. Bühler, Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena 1934.

4 Th. Spoerri, Sprachphänomene und Psychose. Basel-New York 1964.

einen Expressiv-, Kommunikativ- und Informationswert der Sprache.

Auf Platon geht die Theorie zurück, daß Denken und Sprechen identisch seien. Diese Auffassung ist jedoch unhaltbar, denn einerseits liegt das eigentlich Dynamische und Schöpferische der Gedankenbildung im vorsprachlichen Bereich; dort werden Richtungen eingeschlagen, Beziehungen gestiftet, Ähnlichkeiten bemerkt; andererseits ist auch in nicht-sprachlichen Medien eine Vergegenwärtigung und Objektivierung von Gedanken möglich; so kann in der Technik, der Baukunst, der bildenden Kunst, aber auch im Handwerklichen und sogar in der Mathematik ein nicht-verbales Denken zu rationalen Ergebnissen führen. Dennoch ist die große Bedeutung des Sprechens für das Denken nicht zu bestreiten, denn mehr als durch irgendein anderes Mittel drückt der Mensch mit Hilfe der Sprache seine Gefühle aus, formt seine Gedanken und stellt Verbindungen zu seinen Mitmenschen her.

Unsere Darbietung schizophrener Sprachgebilde erfolgt im Rahmen der Sprachpsychologie. Nur vergleichend-genetische Forschungen ermöglichen ein tieferes Eindringen in Wesen und Leistungen der Sprache. Die Sprache der Kinder, der Naturvölker und die psychopathologischen Sprachphänomene sind dabei von Belang.

Man kann die vorliegende Untersuchung auch als eine psychopathologische Studie betrachten. Die Störungen der Sprache gehören zu jenen seelischen Krankheits-symptomen, die am leichtesten objektivierbar sind. Man

hat sich daher immer wieder bemüht, die Sprachgebilde der Kranken mit den jeweils modernsten Methoden festzuhalten. So untersuchten Liebmann und Edel¹ im Jahre 1902 die sprachlichen Äußerungen in der Psychose nach stenographischen Aufzeichnungen. Spoerri² stellte 1964 in einem holzverkleideten, schallgedämpften Raum (Apparate im Nebenzimmer, Betätigung durch Handschalter) Tonbandaufnahmen von über 400 Kranken her. Er konnte dadurch auch die Stimmqualitäten in seine Untersuchung einbeziehen. Unsere Darstellung benützt hauptsächlich von den Kranken selbst schriftlich niedergelegte sprachliche Äußerungen.

Wenn wir im folgenden auf die poetischen Merkmale in den literarischen Werken der Schizophrenen weisen und sie aus der Geistesstörung zu verstehen suchen, tragen wir zur Wesens- und Formenlehre der Dichtkunst bei; denn auch Poetik und Stilistik bedürfen psychologischer Grundlagen.

Inwiefern schließlich einzelne der hier gesammelten Sprachschöpfungen Schizophrener auch ohne Interpretation und wissenschaftlichen Bezug für sich bestehen und als geistige Gebilde Interesse wecken können – oder doch zumindest als bisher wenig beachtete Dokumente des Menschlichen –, das zu beurteilen, sei dem Leser überlassen.

Die Psychopathologie der Sprache umfaßt eine große Zahl verschiedener Störungen, welche vom Artiku-

1 A. Liebmann u. M. Edel, Die Sprache der Geisteskranken. Halle 1903.

2 Th. Spoerri, a. a. O.

latorischen bis zum Syntaktischen und Stilistischen reichen. Im folgenden wollen wir uns aber nur mit Veränderungen der Sprache bei Geisteskrankheiten, und zwar bei den sogenannten endogenen Psychosen, insonderheit der Schizophrenie, beschäftigen.

Einleitung

Friedrich Hölderlin (1770–1843)

An die Parzen

Nur *einen* Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
und *einen* Herbst zu reifem Gesänge mir,
daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht, gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
mich nicht hinabgeleitet; einmal
lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Über dieses Gedicht schrieb Hölderlin am 8. Juli 1799:
»Das Gedichtchen hätte Sie nicht beunruhigen sollen,
theuerste Mutter! Es sollte nichts weiter heissen als wie
sehr ich wünsche einmal eine ruhige Zeit zu haben,
um das zu erfüllen, wozu mich die Natur bestimmt
zu haben schien.«¹

1 Hölderlins Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. N. v. Hellingrath

Als Hölderlin im Mai 1802 aus Bordeaux, wo er eine Hofmeisterstelle innehatte, nach Deutschland zurückkehrte, erschrakten seine Angehörigen über ihn, so sehr hatte er sich verändert². Bei völlig zerrüttetem Geist schrieb er seine späten Hymnen, welche von manchen zu den schönsten Gedichten der deutschen Sprache gezählt worden sind. Diese Dichtungen zeigen aber einen anderen Stil als jene Werke, die Hölderlin vor dem Beginn seiner seelischen Erkrankung schuf. Auch gewisse Eigenarten seiner Schreibart, wie doppelte und dreifache i-Punkte, um ein Wort zu früh gesetzte Beistriche und eine Willkür im Gebrauch großer und kleiner Anfangsbuchstaben fallen auf. In den Jahren 1805 bis 1806 trat dann ein noch tieferer Wandel seiner Sprache ein: die Dichtungen werden nun einfacher, kindlicher, leerer; auch unverständlicher. Und dann versiegte die dichterische Produktion dieses Geistes für immer.

Hölderlin kam, sechsunddreißig Jahre alt, wegen Anfällen von Tobsucht in die Tübinger Klinik. Aber schon im nächsten Sommer übergab man ihn einer Pflegefamilie, bei welcher er sein ganzes weiteres Leben verbrachte. Die Erregungen ließen langsam nach. In einem Erkerzimmer des ehemaligen Stadtzwingers am linken Neckarufer – dem späteren »Hölderlin-Turm« – hauste nun der kranke Dichter. Dort sah man ihn, eine spitze weiße Mütze auf dem Kopf, am Fenster

u. F. Seebass. 3. Aufl., Berlin 1943.

2 Vgl. auch W. Lange-Eichbaum, *Genie, Irrsinn und Ruhm. Eine Pathographie des Genies*. 4. Aufl., hrsg. von W. Kurth, München-Basel 1956.

stehen. Manchmal spielte er Flöte, sang, oder er wurde zu Spaziergängen mitgenommen. Untätig dämmerte »der Größte der Schizophrenen« bis zu seinem Tode im Alter von dreiundsiebzig Jahren dahin.

Die Briefe aus dem Spätstadium zeugen von der lapidaren Starre des schizophrenen Kranken, der für alles, was Gefühl erregen könnte, unberührbar geworden ist¹:

»Geehrteste Frau Mutter!

Ich schreibe Ihnen, wie ich glaube, daß es Ihre Vorschrift, und meine Gemäßheit nach dieser ist. Haben Sie Neuigkeiten, so können Sie dieselbige mir mitteilen.

Ich bin
Ihr
gehorsamster Sohn
Hölderlin«

Hölderlin lebte bereits viele Jahre von aller Welt abgeschlossen, als Wilhelm Waiblinger² 1822 nach Tübingen kam. Wie einst Hölderlin sollte er dort Theologie studieren. Durch einen nahezu fünfjährigen Umgang mit dem kranken Dichter und die spätere Niederschrift seiner Erinnerungen hat Waiblinger Unvergängliches

1 Hölderlin. Sämtliche Werke. Kleine Stuttgarter Ausgabe. F. Beissner, Bd. VI: Briefe (1959).

2 W. Waiblinger, Der kranke Hölderlin. Hrsg. und eingeleitet von P. Friedrich, Leipzig 1913. Ders., Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn. Hrsg. und erläutert von A. Beck, Marbach 1951.

geleistet. Sein so ganz anderes Schicksal ist nicht weniger tragisch und bedauernswert.

Im Jahre 1804 in Heilbronn geboren, fühlte er sich schon früh zur Dichtkunst hingezogen. Er absolvierte das obere Gymnasium in Stuttgart und schwankte zwischen dem Studium der Rechtswissenschaft, der Philologie und Theologie. Nach einer unglücklichen Liebe gab er das Studium auf, erhielt durch Vermittlung seines Lehrers Gustav Schwab von dem Verleger Cotta ein Reisestipendium und durchstreifte das südliche Italien, Neapel, die umliegenden Inseln und Sizilien. Er gründete einen italienischen Almanach, dessen erste Jahrgänge in Berlin erschienen sind, schrieb ein Trauerspiel (»Anna Bullen«), Novellen, Oden und Elegien. Arm und heimatlos ist er 1830 in Rom an Schwindsucht gestorben. Sein Grab befindet sich bei der Pyramide des Cestius, unweit der Stelle, an der man im selben Jahr den unglücklichen August von Goethe begraben hat.

Während seines Tübinger Aufenthaltes hat Waiblinger zahllose Stunden dem kranken Hölderlin gewidmet. Welche Beweggründe waren es, die den jungen Mann in jene ungewöhnliche Gesellschaft trieben?

Er hatte den Hyperion gelesen und war selbst ein Dichter. Schiller und Hölderlin waren seine Leitbilder. Vom Schicksal des verehrten Meisters erschüttert, wollte er versuchen, Hölderlins krankhaften Geisteszustand zu zergliedern und die Entstehung seiner inneren Verwirrung »in einer strengeren, wissenschaftlicheren Form von den ersten Anlässen und Motiven herzuleiten und

bis auf den Punkt hin zu verfolgen, wo das Gleichgewicht entschieden verloren ging ...«

Auf diese Weise überwand der Achtzehnjährige das Grauen, das wir – wie er selbst sagt – in der Nähe solch unfreier Geister fühlen. Er gab sich Mühe, die Launen des Kranken zu ertragen, und hielt keine Stunde für verloren, die er bei ihm verbrachte, während die wenigen seiner früheren Freunde, die ihn besuchten, nicht länger als ein paar Augenblicke zu bleiben vermochten. Waiblinger besuchte ihn ununterbrochen, nahm ihn auf einsame Spaziergänge mit, gab ihm Papier zum Schreiben, brachte ihm Bücher und ermunterte ihn zum Vorlesen, Klavierspielen oder Singen. So legte auch der Kranke die Scheu allmählich ab, die er allen ihm nicht ganz vertrauten Menschen gegenüber empfand.

Waiblinger hat seine Erlebnisse mit Hölderlin erst nach der Trennung von ihm in Rom niedergeschrieben. Seine Aufzeichnungen enthalten keine philosophischen Spekulationen, sondern eine schlichte Krankheits-schilderung voll Anteilnahme und genauer, treffender Beobachtungen.

Waiblinger sah die Keime von Hölderlins Erkrankung in dessen frühesten Entwicklungsjahren und in der feinen geistigen Organisation, die sich durch allzuvielen Härten und Schläge des Schicksals in sich selbst zerstörte. Seine kindlich weiche und schwache Natur sei zu offen für jeden Eindruck, zu nachgiebig gegen rauhe und trübe Ereignisse gewesen. Durch die Unmöglichkeit, einen passenden Beruf zu finden, die mangelnde Anerkennung im Kreise der Großen und

sein ungestilltes Liebesbedürfnis sei Hölderlin verbittert worden und habe sich von der Welt immer mehr zurückgezogen.

Über seine Kindheit wissen wir nicht viel. Den Vater hat er früh verloren. Waiblinger meint, daß seine erste Erziehung äußerst zart und liebevoll gewesen sei, was er aus der Verehrung erschließt, mit der der kranke Dichter noch an seiner Mutter hing. Aus anderer Quelle erfahren wir, daß Hölderlins Mutter eine leidgeprüfte Frau von pietistischer Frömmigkeit gewesen sei, die das Gemüt ihres Sohnes fortdauernd in unverständiger Weise beeinflusste. Hölderlin sollte Priester werden, was seinen Neigungen ganz widersprochen habe.

Nach Beendigung des Theologiestudiums nahm er verschiedene Hauslehrerstellen an. Er hielt sich in den Jahren 1794/95 in Jena auf. Schiller soll ihn sehr geschätzt haben. Er habe sich bemüht, ihm eine Dozentur zu verschaffen. Ein anderer Bewerber wurde aber vorgezogen. Das traf Hölderlin hart. Waiblinger meint, daß ihm Goethe nicht günstig gesinnt gewesen sei. Hölderlin habe in seiner Krankheit nämlich immer wieder gesagt, er kenne Herrn von Goethe nicht, sooft Waiblinger dessen Namen erwähnte. Dies sei bei ihm ein Ausdruck feindlicher Gesinnung gewesen, denn an Schiller und viele andere habe er sich oft erinnert.

Von 1795 bis 1798 war er Hauslehrer in Frankfurt bei dem Bankier Jakob Gontard. Susette Gontard, Mutter von vier Kindern und um ein Jahr älter als Hölderlin, wurde seine angeschwärmte Diotima. Dem sublimen Liebesverhältnis, welches von beiden Seiten mit gleicher

Heftigkeit geschürt wurde, folgte ein jäher Abschied. Eine demütigende Szene dürfte vorausgegangen sein. Hölderlin und Susette Gontard unterhielten noch eine Zeitlang einen Briefwechsel und trafen einander gelegentlich. Im Jahre 1802 starb Frau Gontard. Die Nachricht von ihrem Tode stieß den schon Kranken noch tiefer in seine Einsamkeit.

Von einer Hauslehrerstelle in Frankreich fluchtartig zurückgekehrt, wütete Hölderlin und jagte seine Mutter sowie sämtliche Mitbewohner aus dem Haus. Er hatte hierauf noch helle Augenblicke, wurde seither aber von der schwärzesten Melancholie geplagt.

Sein Freund Isaak von Sinclair verschaffte ihm 1804 – sicherlich nur pro forma und um ihm zu helfen – in Homburg die Stelle eines landgräflichen Bibliothekars.

Im Jahre 1806 wurde Hölderlin in das Tübinger »Klinikum« gebracht, die bescheidene Urform der heutigen Universitätskliniken, wo Justinus Kerner seine Krankengeschichte geführt hat und wo man ihn medizinisch zu kurieren suchte. Aber schon ein Jahr später übergab man ihn dem Tischler E. F. Zimmer, welcher von nun an seine Pflege übernahm.

In der ersten Zeit seines Aufenthaltes bei dem Kostherrn hatte Hölderlin noch häufig Anfälle von Tobsucht. In Zorn und Erregung geriet er auch sogleich, wenn er jemand aus dem Klinikum sah. Neckte man ihn, dann konnte er nach den Mutwilligen mit Steinen werfen. Oft nahmen ihn der Tischler oder dessen Angehörige in die Gärten und Weinberge mit, wo er sich dann auf

einen Stein setzte und wartete, bis man wieder nach Hause ging. Man mußte ihn wie ein Kind behandeln, wollte man ihn nicht störrisch machen. Seine Hände waren gewöhnlich schmutzig, weil er sich stundenlang damit beschäftigte, Gras auszureißen. Wenn er dann gewaschen und angekleidet war, wollte er durchaus nicht vorausgehen. Er drückte den Hut tief in die Stirn. Und die Leute in der Stadt, die ihn kannten, sagten, wenn er vorbeiging: »Ach, wie gescheit und gelehrt war dieser Herr, und jetzt ist er so närrisch!« Man ließ Hölderlin jedoch nur in Begleitung spazierengehen. Einmal traf er den Philologen Conz, der gerade Äschylos übersetzte, beugte sich über ihn und las einige Verse; sodann schrie er mit einem krampfhaften Lachen: »Das versteh' ich nicht! Das ist Kamalattasprache!« Es gehörte zu seinen Eigenheiten, neue Wörter zu bilden.

Waiblinger konnte der Kranken oft nur schwer bewegen, mit ihm das Haus zu verlassen. Er hatte dann allerlei Ausreden; er sagte: »Ich habe keine Zeit, Eure Heiligkeit, ich muß auf einen Besuch warten«, oder er gebrauchte die Wendung: »Sie befehlen, daß ich hier bleibe.« Gesellten sich ihnen Fremde zu, dann schien Hölderlin stets unvernünftiger, als wenn er mit Waiblinger allein war. Herrn Conz küßte er beim Abschied aufs eleganteste die Hand.

Hölderlin empfing Besuche äußerst ungern und war nachher immer verstörter als zuvor. Waiblinger führte daher Fremde nur widerwillig zu ihm, tat es aber noch lieber, als Besucher ungeleitet zu ihm gehen zu lassen.

Oft war schon vor der Tür seine Stimme zu hören, weil er viel mit sich selber redete. Klopfte man an, dann rief er laut und heftig: »Herein!« Beim Betreten des Zimmers verneigte er sich tief und hörte nicht auf, Komplimente zu machen. Während man einige einleitende Worte sprach, lief ein Zucken über sein Gesicht und seine Schultern, und seine Finger verkrampften sich. Hierauf wurde man mit den verbindlichsten Verbeugungen und einem Schwall von Worten ohne allen Sinn bedacht. Nach einer Pause empfand Hölderlin, artig wie er war, daß er jetzt dem Gast etwas Freundliches sagen oder eine Frage an ihn richten müsse. Man vernahm einige verständliche Worte, die aber meist nicht beantwortet werden konnten. Hölderlin selbst erwartete auch keine Antwort und verwirrte sich noch mehr, wenn der Besucher sich bemühte, ein Gespräch anzuknüpfen. Mit den Titeln Eure Majestät, Eure Heiligkeit, gnädiger Herr Pater redete er den Fremden an. Er wurde dabei immer unruhiger, begann bald, für den Besuch zu danken, sich abermals zu verbeugen, und es war dann gut, wenn man nicht länger blieb.

Länger hielt sich auch keiner bei ihm auf, schreibt Waiblinger. Selbst seine früheren Bekannten fanden eine solche Unterhaltung zu unheimlich, zu drückend, zu sinnlos. Gerade ihnen gegenüber war der Herr Bibliothekar – Hölderlin ließ sich gerne so titulieren – nämlich am wunderlichsten. Als ihn einmal Friedrich Haug aufsuchte, der ihn seit langem kannte, wurde auch er Königliche Majestät und Herr Baron geheißen. Obwohl der alte Freund versicherte, daß er nicht geadelt sei,

ließ sich Hölderlin nicht davon abbringen, ihm jene Titel zu verleihen.

Hölderlin stand zeitig in der Früh auf und verließ sofort das Haus, um im Stadtwinger spazierenzugehen. Dieser Spaziergang dauerte oft vier bis fünf Stunden. Dabei schlug er mit einem Schnupftuch auf die Zaunpfähle oder rupfte das Gras aus. Was er fand, und war es nur ein Stück Eisen oder Leder, steckte er ein. Dabei sprach er immer mit sich selbst, fragte und antwortete sich, bald mit ja, bald mit nein, häufig mit beidem; er verneinte gerne.

Man brachte ihm die Speisen aufs Zimmer. War er mit dem Essen fertig, dann duldete er das Geschirr keinen Augenblick länger in seinem Zimmer. Er stellte es sogleich vor die Türschwelle auf den Boden. Was nicht ihm gehörte, wurde sofort vor die Tür gelegt. Der übrige Teil des Tages verfloß in Selbstgesprächen und Auf- und Abgehen in seinem Zimmer.

Womit er sich stundenlang beschäftigen konnte, das war sein Hyperion. Immer wieder deklamierte er daraus mit lauter Stimme. Sein Pathos war groß, und der Hyperion lag beinahe immer aufgeschlagen vor ihm. Sobald er Waiblinger ein Stück vorgelesen hatte, rief er unter heftigen Gebärden aus: »O schön, schön, Eure Majestät!« Las er wieder, dann konnte er plötzlich hinzusetzen: »Sehen Sie, gnädiger Herr, ein Komma!« Las er aus einem andern Buche vor, dann schien er meist zu zerstreut, um dem Gedankengang zu folgen; stets lobte er aber das Buch über alle Maßen.

Wenn ihm Waiblinger sagte, daß sein Hyperion neu

gedruckt worden sei und daß Uhland und Schwab seine Gedichte gesammelt hätten, dann verbeugte sich der Kranke tief und antwortete: »Sie sind sehr gnädig, Herr von Waiblinger! Ich bin Ihnen sehr verbunden.« Versuchte Waiblinger nun mit Gewalt auf eine vernünftige Antwort zu dringen, dann geriet Hölderlin bald in heftige Erregung und brachte einen ganz kunterbunten Wortschwall hervor.

Das meiste Vergnügen bereitete es ihm, wenn ihn Waiblinger in sein Gartenhaus auf den Österberg mitnahm. Er führte ihn im Sommer einmal wöchentlich hinauf. Oben angelangt, verneigte sich Hölderlin, sobald er ins Zimmer trat, und empfahl sich der Gunst und Gewogenheit des Gastgebers aufs angelegentlichste. Höflichkeitsfloskeln brachte er bei jeder Gelegenheit an, und es schien Waiblinger oft, als ob er damit geflissentlich jedermann recht ferne von sich halten wollte. Hölderlin öffnete dann das Fenster, setzte sich in dessen Nähe und begann in recht verständlichen Worten die Aussicht zu loben, wie es ihm überhaupt besser ging, wenn er im Freien war. Er redete dann weniger mit sich selbst und war klarer. Mit großem Genuß schnupfte und rauchte er. Und er saß ruhig am Fenster, während Waiblinger las.

An Störungen des Gedächtnisses litt Hölderlin nicht. Er erinnerte sich an alles, was er einmal gehört hatte, und erkannte auch alle wieder, die er kennengelernt hatte. Er vergaß nie, daß Waiblinger Dichter war, und fragte ihn unzählige Male, was er gearbeitet habe und ob er auch fleißig gewesen sei. Dann aber setzte er gleich

hinzu: »Ich, mein Herr, bin nicht mehr von demselben Namen, ich heiße nun Killalusimeno. Oui, Eure Majestät: Sie sagen so, Sie behaupten so! es geschieht mir nichts.«¹

Dieses »es geschieht mir nichts« vernahm Waiblinger oft von ihm; es war, als ob er sich dadurch versichern und beruhigen wollte. Er schien überhaupt äußerst furchtsam und schreckte bei dem geringsten Geräusch zusammen. Im Sommer plagte ihn die Unruhe oft so, daß er nächtelang im Hause auf und ab wanderte.

Merkwürdig war, daß er im Gespräch auf Gegenstände nicht einging, die ihm früher teuer waren. Von Frankfurt, Diotima, Griechenland, von seinen Poesien wollte er nichts wissen.

Ungemein freute es ihn, als man ein Sofa in sein Zimmer stellte. Er verkündete es mit Entzücken, und indem er Waiblinger die Hand küßte, sagte er: »Ach, sehen Sie, gnädiger Herr, nun hab' ich ein Sofa.« Der Gast mußte gleich darauf Platz nehmen, und auch Hölderlin benützte es später oft.

Als Waiblinger ihn scherzhaft einlud, mit ihm nach Rom zu gehen, lächelte er liebenswürdig und sagte: »Ich muß zu Hause bleiben und kann nicht mehr reisen, gnädiger Herr!«

Zuweilen gab er Antworten, worüber man fast lachen mußte, zumal er sie mit einer Miene gab, als ob er

1 Sicher litt Hölderlin auch unter Täuschungen des Gehörsinnes. Es ist typisch, daß er darüber nicht direkt sprach. Der hier zitierte Ausspruch wurde aber offenbar mißverstanden; das von Waiblinger groß geschriebene »Sie« dürfte sich auf die »Stimmen«, die der Kranke hörte, beziehen.

wirklich spottete. So fragte ihn Waiblinger einmal, wie alt er sei, und er versetzte lächelnd: »Siebzehn, Herr Baron.«

Waiblinger hielt diese Antwort jedoch nicht für Ironie, sondern führte sie auf gänzliche Zerstretheit zurück. Hölderlin war unfähig geworden, einen Gedanken festzuhalten, sich klarzumachen, einen entsprechenden daran zu knüpfen, und so in regelmäßiger Reihenfolge das Entfernte durch Mittelglieder zu verbinden. Waiblinger erblickte darin aber eher einen Zustand der Schwäche und der Erschöpfung als der Verwirrung. Alle Ruhe, alles Stete und Feste, um zu erfassen, was undeutlich vor ihm schwebte, fehlte ihm, und er hatte nicht die Kraft, auch nur einen Begriff in seine Merkmale zu zerlegen. Wollte er ein bejahendes Urteil bilden, so verneinte er es im gleichen Augenblick, denn die ganze Welt war für ihn Nebel und Schein. Es war ein unglückseliger Widerstreit in ihm, der seine Gedanken schon im Werden vernichtete. Vermochte er wirklich einmal einen Gedanken klar zu fassen, so schwindelte ihn sogleich, es ging ein Zucken über seine Stirn, und er rief: »Nein! Nein!« Um sich aus der Erregung zu retten, gab er einen Schwall von Worten von sich ohne Bedeutung und Sinn, gleichsam als ob sein Kopf sich erholen sollte, während der Mund die leeren Worte formte. Er kam von einem ins andere und wurde sogleich matt, wenn er wirklich nachdachte. Redete er dagegen Unsinn, plauderte er Bedeutungsloses, dann ruhte sich sein Geist dabei aus.

Er mied daher alles, was ihn plagte und seine Denk-

funktion in noch größere Verwirrung brachte. Aus diesem Grunde erinnerte er sich nur ungerne an die Ereignisse seines früheren Lebens, die seine Krankheit veranlaßten. Lenkte man ihn aber darauf hin, dann wurde er unruhig, tobte, schrie, ging nächtelang umher, und sein Benehmen wurde unsinniger, als es gewöhnlich war. War er erzürnt und gereizt, dann legte er sich zu Bett und schien sich dort sicherer, unangefochtener zu fühlen und den Schmerz besser ertragen zu können.

Waiblinger verstand seine närrischen Kuriositäten als eine erklärliche Ausgeburt seines Einsiedlerlebens. Daß Hölderlin wirklich mit Königen umzugehen glaubte, daran dachte Waiblinger nicht einen Augenblick.

Die völlige Zerstreutheit, die dauernde Beschäftigung mit sich selbst, der totale Mangel an Interesse für alles, was außer ihm vorging, die Unfähigkeit, eine andere Individualität zu erfassen, anzuerkennen, zu verstehen, gelten zu lassen, das machte eine echte Kommunikation mit ihm unmöglich. Hinter all dem spürte man aber eine Neigung, sich jedermann in einer unübersteigbaren Ferne zu halten.

Was man ihm an Geschehnissen der Außenwelt berichtete, war ihm zu fern, zu fremd, störte ihn zu sehr. Hätte man ihm gesagt, er – Waiblinger – sei gestorben, dann hätte Hölderlin mit großem Affekt ausgerufen: »Herr Jesus, ist er gestorben?«, aber er hätte im Moment dabei nicht das geringste gefühlt oder gedacht, jene scheinbar teilnehmenden Worte wären nur Form gewesen – Form, die er immer beobachten wollte.

Es hatte sich eine unermeßliche Kluft zwischen ihm

und der ganzen Menschheit aufgetan; er war entschieden aus ihr herausgetreten, und es fand keine Verbindung mit ihr mehr statt.

Während andere, spätere Pathographen Hölderlin einen organisch Kranken und Verblödeten nannten, sprach Waiblinger von seinem wunderbaren schwermütigen Freund und erblickte in dessen Krankheit »eine geistige Erscheinung ... die für uns am Ende doch ein Rätsel ist, wir mögen uns mit unserer Weisheit gebärden, wie wir wollen, um sie in ihrem Wesen, in ihren Ursachen und Folgen zu zergliedern und zu beschreiben.«

Es seien hier einige Entwürfe und Bruchstücke der späten Dichtung Hölderlins angeführt¹, welche die schizophrene Eigenart deutlich zeigen und den Wortgefügen unserer Kranken stellenweise erstaunlich ähneln. Der Text sucht von den über die Seite verstreuten abgerissenen Worten ein Bild zu geben.

Freundschaft

Wenn Menschen sich aus innrem Werte kennen,
So können sie sich freudig Freunde nennen,
Das Leben ist den Menschen so bekannter,
Sie finden es im Geist interessanter.

1 Hölderlin. Sämtliche Werke. Kleine Stuttgarter Ausgabe. F. Beissner, Bd. II: Gedichte nach 1800 (1953). Die Zahlen in eckigen Klammern sind die Nummern der Pläne und Bruchstücke in der Beissnerschen Ausgabe.

[57] Ähnlich dem Manne, der Menschen frisset
Ist einer, der lebt ohne
(Liebe)

und Schatten beschreibend hätt er
Der Augen Zorn

[68] Da soll er alles
Hinausführen
Außer den Längen
An eine reine Stätte,
Da man die Asche
Hinschüttet, und solls
Verbrennen auf dem Holz mit Feuer.

[19] An meine Schwester

Übernacht ich im Dorf
Albluft
Straße hinunter
Haus Wiedersehn. Sonne der Heimat
Kahnfahrt,
Freunde Männer und Mutter.
Schlummer.

[18] An

Elysium

Dort find ich ja
Zu euch, ihr Todesgötter
Dort Diotima Heroen.

Singen möcht ich von dir

Aber nur Tränen.

Und in der Nacht, in der ich wandle,

erlöscht mir dein

Klares Auge !

himmlischer Geist.

[67] Narzissen, Ranunkeln und

Syringen aus Persien,

Blumen, Nelken, gezogen perlenfarb

Und schwarz und Hyazinthen,

Wie wenn es riechet, statt Musik

Des Eingangs, dort, wo böse Gedanken,

Liebende, mein Sohn, vergessen sollen einzugehen

Verhältnisse und dies Leben

Christophori der Drache vergleicht der Natur

Gang und Geist und Gestalt.

[85] Tende Strömfeld Simonetta.
 Teufen Amyklä Aveiro am Flusse
 Vouga die Familie Alencastro den
 Namen davon Amalasintha Antegon
 Anathem Ardinghellus Sorbonne Cölestin
 und Innozentius haben die Rede unter-
 brochen und sie genannt den Pflanz-
 Garten der französischen Bischöfe –
 Aloisia Sigea *differentia vitae*
urbanae et rusticae Thermodon
 ein Fluß in Cappadocien Val-
 telino Schönberg Scotus Schönberg Teneriffa
 Sulaco Venafro
 Gegend
 des Olympos. Weißbrunn in Nieder-
 ungarn. Zamora Jacca Baccho
 Imperiali. Genua Larissa in Syrien

[*Merkzettel, etwa 1807, auf der Rückseite einer Wäsche-
rechnung.*]

Man hat die Ansicht geäußert¹, daß Hölderlin gerade in seinen späten Hymnen, den Bruchstücken und den seltsamen Gedichten aus der Zeit seiner Krankheit Klänge gefunden habe, in denen das Dichterische in Bezirke von heute und morgen vorgetragen sei. Und man hat sich gefragt, ob dieser Dichter tatsächlich

¹ P. Fechter, Geschichte der deutschen Literatur. Berlin 1941.

geisteskrank war oder nur – wie einst sein Freund Sinclair angenommen hatte – eine Maske aufsetzte und in Tiefen der Seele versank, die sonst dem Menschen nicht zugänglich sind.

»Ein Hölderlin, sagen die Psychiater ..., sei ›schizophren‹ gewesen, und dabei ging er in die Umnachtung, weil er der Durchbruch von Mächten und Gewalten war, die ein einsamer Sterblicher allein nicht ... bewältigen kann. Er ging ... an seinem Auftrage zugrunde, damit das Ewige in ihm und durch ihn hindurch werden konnte.«¹

Das alles ist richtig und nicht richtig. Sicher war Hölderlin schizophren. Aber was ist Schizophrenie?

Was ist Schizophrenie?

Wer die Geschichte menschlicher Gesittung genauer erkundet, wird weniger vom Fortschritt beeindruckt sein, als über das ständige Auf und Ab, das Nebeneinander und das zeitweilige Überwiegen humaner Bestrebungen und antihumanistischer Tendenzen sich wundern. Unsere erstaunliche Fähigkeit zur Güte und Grausamkeit läßt sich an der wechselnden Einstellung den Geisteskranken gegenüber erkennen.

So gab schon Soranus von Ephesus, der am Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. in Rom lebte, den Rat, die Irren in angenehmen Räumen unterzubringen, sie

1 G. R. Heyer, Menschen in Not, Bd. II. Stuttgart 1951.

nicht zu schlagen, nicht aufzuregen, sondern taktvoll und nachsichtig zu behandeln. Er verdamnte das von seinen Zeitgenossen empfohlene Einsperren im Dunkeln, Anketten, Auspeitschen, Hungern- und Durstenlassen¹. Und der französische Psychiater Esquirol (1772–1840) soll gesagt haben: »Um den Geisteskranken zu helfen, muß man sie lieben.«² In einer autobiographischen Notiz aus dem Jahre 1928 schrieb Alfred Döblin³: »Als ich fertig war mit dem Medizinstudieren, war ich Mitte Zwanzig und hatte nichts so eilig, als mich dem Kampf um das sogenannte Dasein zu entziehen. Ich ging als Assistent in mehrere Irrenanstalten. Unter diesen Kranken war mir immer sehr wohl. Damals bemerkte ich, daß ich nur zwei Kategorien Menschen ertragen kann ... nämlich Kinder und Irre. Diese liebte ich immer wirklich ...«

Josef Berze, Direktor der Wiener Landes-Heil- und Pflegeanstalt »Am Steinhof«, begab sich im Krankensaal unter seinen Patienten zur Ruhe, um deren Verhalten aus unmittelbarer Nähe studieren zu können⁴.

Das erregte, bizarre und befremdende Gehaben der Geisteskranken ruft aber in der Regel nicht Sympathie und Verständnis, sondern Ablehnung und Abscheu hervor. Die oft uneingestandene Angst, die die Men-

1 D. Stafford-Clark, *Psychiatry To-day*. Penguin Books. London-Tonbridge 1959.

2 J. Rattner, *Was ist Schizophrenie, Psychologie und Psychotherapie des Schizophrenen*. Zürich-Stuttgart 1964.

3 Alfred Döblin, *Merkwürdiger Lebenslauf eines Autors*. CIBA-Symposium, Bd. 5 (1958), Heft 6, S. 204–207.

4 E. Menninger-Lerchenthal, *Forschergeist*. Wien 1964.

schen beim Anblick eines verworrenen Kranken befällt, konnte in früheren Zeiten dessen ehrfürchtige Anbetung zur Folge haben.

Im christlichen Abendland hielt sich die Verehrung der Geisteskranken am längsten in der orthodoxen Kirche, besonders auf russischem Boden, wo der Typus des heiligen Narren, des »Jurodiwi«, bis vor der Revolution hoch geschätzt wurde. In den seelisch Kranken erblickte der russische Bauer Menschen, die geheimnisvoll gestorben und wieder auferstanden sind, und er glaubte, daß sich in ihnen der Geist Gottes offenbare¹.

Waren psychische Erkrankungen einmal etwas Göttliches, so sah man ein andermal ebenso leicht das Dämonisch-Satanische darin. Das ungewöhnliche Benehmen der Kranken konnte die Meinung hervorrufen, daß sie vom Teufel geplagt würden. Jahrhundertlang herrschte der Glaube, daß nur das »reinigende Feuer« der Scheiterhaufen die irregegangenen Seelen von der Besessenheit heilen könne. In Deutschland fand 1775 (in Kempten) der letzte Hexenprozeß statt; die letzte Hinrichtung einer Hexe erfolgte in Europa 1782 (Anna Göldi in Glarus/Schweiz)².

Die ersten Anstalten für Geisteskranke trugen Namen wie »Tollkoben«, »Narrenhäusle«, »Dorenkästen« oder »Gefängnis der Angefochtenen«. Die Bezeichnung

1 R. Fülöp-Miller, Kampf gegen Schmerz und Tod. Kulturgeschichte der Heilkunde. Berlin 1938.

2 K. Baschwitz, Hexen und Hexenprozesse. München 1963, S. 463, 467.

»Irrenanstalt« wurde von Jean Paul (1763–1825) als Glimpfwort geprägt¹.

In Wien hat Kaiser Josef II. im Jahre 1784 das Allgemeine Krankenhaus gegründet. In diesem alten Gebäudekomplex befindet sich heute noch der »Narrenturm«, der freilich nicht mehr seinem ursprünglichen Zweck dient. Früher hatte man die Geisteskranken in einem Gefängnis am Salzgries untergebracht. Den Wienern war es unverständlich, daß man für die Narren einen so kostspieligen Bau errichtete. »Josephus II. Augustus, hic primus« (»hier der Erste«) soll damals mit Kreide an die Mauer des Narrenturmes geschrieben worden sein².

Aber Heilkunde und Ärzte standen zu dieser Zeit dem Problem der Geisteskrankheit noch ratlos gegenüber. Das Primariat des Wiener Narrenturmes war die erste Stufe in der Karriere, die man im Allgemeinen Krankenhaus machen konnte; der jeweils jüngste Primarius mußte hier so lange ausharren, bis sich für ihn eine andere Abteilung fand.

Bald nach seiner Erbauung wurde der Narrenturm auch von Fachleuten scharf kritisiert. Die sanitären Verhältnisse waren unzulänglich. Der fünfstöckige Turm enthält 139 Zellen mit kleinen vergitterten Fenstern. Zwei Kranke waren in einer Zelle untergebracht; wenn

1 F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 19. Aufl., Berlin 1963.

1 L. Schönbauer, Das Medizinische Wien. Geschichte – Werden – Würdigung. Berlin-Wien 1944.

sie tobten, wurden sie aneinander gefesselt. In einem Bericht über den Narrenturm heißt es, er sei nur geeignet, jene Zustände bei den Kranken hervorzurufen, die er eigentlich heilen sollte. Ein Besucher gewann folgenden Eindruck von diesem Turm: »Gänge und Keuchen sind dunkel, auf eine im höchsten Grade kerkerähnliche Weise durch ... massive eiserne Türen und Tore, Ringe und Riegel verwahrt ... Die größte Unreinlichkeit ... ein unerträglicher Gestank ... schauerhaftes Jammergeschrei vieler noch an schweren Ketten und eisernen Reifen an den Beinen und Armen, selbst am Halse auf die grausamste Weise gefesselter Irren sind Objekte, die dem besuchenden Arzt in diesem Turm entgegen-treten ... die schlechteste Menagerie bietet ... ein weit freundlicheres und menschlicheres Aussehen ...«¹

Bis zum Jahre 1853 konnten schaulustige Fremde die Kranken im Narrenturm gegen Entgelt sehen – wie es damals in den meisten derartigen Anstalten üblich war. Das erste Irrenasyl in London, die Anstalt Bedlam, galt als besonders belustigende Sehenswürdigkeit, die bei einer Besichtigung der Stadt nicht versäumt werden durfte. In einem Reisebericht aus jener Zeit heißt es: »Ich und meine drei kleinen Buben besichtigten die Löwen, die Brücken, die Narren von Bedlam und andere amüsante Schauobjekte der Metropole.«² Viele Kranke waren dort mit einem Arm oder Bein an die

1 E. Kraepelin, Hundert Jahre Psychiatrie. Berlin 1918.

2 R. Fülöp-Miller, a. a. O.

Mauer gekettet, daß sie lediglich aufrecht stehen oder sitzen konnten. Man war allenthalben der Ansicht, daß Ketten und Fußschellen das sicherste Mittel seien, um wütende Geisteskranke zu bändigen.

Neben den Ketten regierte die Peitsche. Man glaubte, schreiende und tobende Kranke durch drakonische oder ausgeklügelte Strafmaßnahmen »wieder zur Vernunft zu bringen«. Selbst Johann Christian Reil (1759–1813), der das Wort Psychiatrie geschaffen hat¹ und ein begeisterter Vorkämpfer für die seelische Behandlung der Irren war, kam von der Idee nicht los, daß man die Zwangsweste, Einsperren, Hunger und einige Streiche mit dem Ochsenziemer anwenden müsse, um erregte Kranke gefügig zu machen. Und ebenso war Johann Peter Frank (1745–1821) der Ansicht, daß es einige Fälle »von besonderer Bosheit und Unvernunft gebe, wo ein Hieb im Vorbeigehen mit Nutzen versetzt werden« könne².

Am 14. Juli 1790 wurde auf dem Pariser Marsfeld die Gleichheit der Menschenrechte verkündet. Die Ausgestoßenen der Gesellschaft sollten in den großen Bund der Brüderlichkeit aufgenommen werden. Diese Gedanken bewegten auch den Arzt Philippe Pinel, der im Jahre 1793 die Leitung des zur Anstalt umgewandelten Strafgefängnisses Bicêtre übernommen hatte. Er

1 J. Starobinski, Geschichte der Melancholiebehandlung von den Anfängen bis 1900. Documenta Geigy, Acta psychosomatica Nr. 4, J. R. Geigy S. A., Basel 1960.

2 E. Kraepelin, a. a. O.

meinte, daß die Parolen der Französischen Revolution auch für seine Kranken gelten müßten, und verlangte, daß das neue Regime den Irren eine menschliche Pflege zuteil werden lasse.

Pinel soll am 24. Mai 1798 mit Bewilligung der Nationalversammlung neunundvierzig Irren die Ketten abgenommen haben¹. Auch Schläge lehnte er bei der Behandlung der Irren – wie übrigens auch in der Erziehung – ab².

Die Kunde von Pinels heroischer Tat drang bald über Frankreich hinaus. Conolly wagte es, in der Irrenanstalt Hanwell bei London mit einem Schläge sämtliche Zwangsmittel abzuschaffen und den Kranken größtmögliche Bewegungsfreiheit zu gewähren. Der Versuch gelang glänzend und führte zu einer Umschwung in der Behandlung der psychisch Kranken. Man sorgte für behagliche Räume, angemessene Beschäftigung und Zerstreuung; an die Stelle von Zwang und Strafe traten freundlicher Zuspruch und liebevolle Betreuung. Dabei zeigte sich, daß die Kranken lange nicht so gefährlich waren, wie man früher angenommen hatte. Man konnte sogar Schwestern zur Pflege der männlichen Kranken heranziehen, während man wenige Jahrzehnte vorher für die tobenden Frauen noch männliche Wärter einsetzte.

Die romantische Medizin in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat nur wenig zum Fortschritt

1 E. Kraepelin, a. a. O.

2 E. H. Ackerknecht, Kurze Geschichte der Psychiatrie. Stuttgart 1957.

der Psychiatrie beigetragen. Zahlreiche damals führende Mediziner betrachteten jede Krankheit als Resultat der Sünde. Ihr prominentester Vertreter auf psychiatrischem Gebiet war Johann Christian August Heinroth (1773–1843)¹. Für ihn war Geisteskrankheit eine Erkrankung der Seele und im wesentlichen »Unfreiheit«. Der Sünder sei von Gott mit dem Verlust des freien Willens bestraft worden. Dennoch sei der Geisteskranke für seine Taten verantwortlich, da ja die Sünde Ursache seiner Krankheit sei. Justinus Kerner (1786–1862) und andere Ärzte seiner Zeit haben sogar wieder an die Besessenheit geglaubt und den Exorzismus empfohlen².

Schöpfer der deutschen naturwissenschaftlichen Psychiatrie ist Wilhelm Griesinger. Dieser außerordentliche Mann wurde 1817 in Stuttgart geboren, studierte in Tübingen und Zürich und wurde 1843 Professor der inneren Medizin in Tübingen. Von 1850 bis 1852 war er Leibarzt des Khediven in Kairo und Direktor des ägyptischen Medizinalwesens. Im Jahre 1857 erschien sein berühmtes Buch über die Infektionskrankheiten. Nachdem er wieder medizinische Ordinariate in Deutschland innegehabt hatte, übernahm er 1865 den eben gegründeten Lehrstuhl für Psychiatrie und Neurologie in Berlin, wo er 1869, erst zweiundfünfzig Jahre alt, starb.

1 J. Chr. A. Heinroth, Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens. Leipzig 1818.

2 E. H. Ackerknecht, a. a. O.

Im Jahre 1845 erschien Griesingers Buch ›Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten‹ in Stuttgart, welches noch lange nach seinem Tod Neuauflagen erlebte. Das Kuriose dabei ist, daß dieses epochale Werk nach nur zweijähriger psychiatrischer Tätigkeit in der Heil- und Pflegeanstalt Winnenthal entstand.

In § 1. von Griesingers Lehrbuch heißt es: »Das Irresein ... ist ein Symptom; die Aufstellung der ganzen Gruppe der psychischen Krankheiten ist aus einer symptomatologischen Betrachtungsweise hervorgegangen ... Der erste Schritt zum Verständnis der Symptome ist ihre Localisation. Welchem Organ gehört das Phänomen des Irreseins an? – Welches Organ muß also überall und immer nothwendig erkrankt sein, wo Irresein vorhanden ist? – Die Antwort auf diese Frage ist die erste Voraussetzung der ganzen Psychiatrie.«

»Zeigen uns physiologische und pathologische That- sachen, dass dieses Organ nur das Gehirn sein kann, so haben wir vor Allem in den psychischen Krankheiten jedesmal *Erkrankungen des Gehirns* zu erkennen.«

Dieser Satz bedeutet den Beginn der modernen, naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Selbst wenn er sich als falsch erweisen sollte, verdanken wir ihm die Entmythologisierung unseres Faches, eine empirisch-rationale Forschung und eine humane Einstellung zum psychisch Kranken.

Griesinger war sich bewußt, daß er eine Einteilung der seelischen Krankheiten nach ihrem Wesen, nämlich den zugrunde liegenden körperlichen Veränderungen, noch nicht geben konnte. Wie die ganze Klasse der Gei-

steskrankheiten nur eine symptomatologisch gebildete sei – so meinte er –, würden sich auch ihre verschiedenen Arten nur durch verschiedene Symptomenkomplexe charakterisieren lassen. Statt des anatomischen Einteilungsprinzips müsse vorläufig ein funktionelles, physiologisches herangezogen werden, das im Falle der geistigen Störungen ein psychologisches sei.

Der Lehrer Griesingers, Ernst Albert von Zeller (1804 bis 1877), Direktor der Heilanstalt Winnenthal, hat selbst nur wenig geschrieben und an schwer zugänglicher Stelle veröffentlicht. Er hatte jedoch eine faszinierende Theorie vom Wesen der seelischen Störungen und verstand es ausgezeichnet, seine Ansichten darzulegen. Er soll darum hier selbst zu Worte kommen.¹

Die Melancholie nannte er: Schwermut, Trübsinn, Tiefsinn, Hypomania, Hyperophrenie, Athymia oder Morosis. Bei dieser Seelenstörung würden alle Empfindungen schmerzhaft; eine Bangigkeit trete auf, als ob dies oder jenes Schreckliche geschehen wäre. Das kranke Gefühl rufe entsprechende Vorstellungen hervor, die Seele suche nach einem Ausdruck, nach einer Quelle, einer Deutung ihrer Leiden. Der Gedanke, daß sich vielleicht an eine ganz unschuldige Kleinigkeit alles Verderben geknüpft hätte, werde allmählich zur schrecklichen Gewißheit.

1 E. A. v. Zeller, Zweiter Bericht über die Wirksamkeit der Heilanstalt Winnenthal, vom 1. März 1837 bis zum 29. Februar 1840. Medicinisches Correspondenz-Blatt des Württembergischen Ärztlichen Vereins, Bd. X (1840), 129–147.

Wie in der Melancholie das Selbstgefühl fast ganz vernichtet sei, so sei es in der Manie aufs höchste gesteigert. Manie sei eine krankhafte Lebendigkeit. Das unnatürliche Kraftgefühl könne zu wilder, maßloser Heftigkeit führen (Tollheit, Tobsucht, Zornsucht, Wut, Raserei, Hyperthymia werden als Synonyme für Manie genannt). Auch die Erzeugung der Ideen gehe überstürzt und tumultuarisch von statten, mit Energie und Lebhaftigkeit. Es sei die wilde, rasende von der übermütig lustigen Manie zu unterscheiden – Manie und Moria.

Hatte Heinroth¹ in seiner »Formenlehre« noch sechs- und dreißig Sorten des Irreseins unterschieden, so meinte der realistisch denkende Zeller: »Es handelt sich bei einer solchen Eintheilung nicht um Auffindung von allen möglichen Unterabtheilungen, sondern vor Allem um Grundzustände des ganzen psychischen Lebens, und noch mehr um Stadien als Formen des Irreseyns.«

»Die einfache Eintheilung, welche wir daher wählen zu müssen glaubten, gibt 4 Grundformen oder Stadien des Irreseyns: 1) die *Schwermuth*, Melancholia, 2) die *Tollheit*, Mania, 3) die *Verrücktheit*, partiellen Wahnsinn, Wahnwitz, Paranoia, und 4) den *Blödsinn*, amantia, dementia, mit seinen verschiedenen graduellen Abstufungen von der bloßen Albernheit bis zum Erlöschen aller bewußten Sensibilität.«

Zeller hielt die Melancholie für die Primärform der

¹ J. Chr. A. Heinroth, a. a. O.

meisten Seelenstörungen: »Die Schwermuth ist, wie oben berührt wurde, die eigentliche Grundform und das erste Stadium aller nur halbwegs sich merkbar entwickelnden und nicht ganz in ihrer Ausbildung überstürzten Seelenstörungen. Sie verhält sich aber nicht immer zur Manie, wie das Stadium des Frostes zur Fieberhitze, sie kann, aber sie muss nicht in andere Krankheitsformen übergehen, und hat ihr Entwicklungs- und Ablaufgesetz in sich selbst.«

Die Auffassung, daß die verschiedenen Geisteskrankheiten auseinander hervorgehen, wurde heftig angefochten und später ganz fallengelassen. Selbst Griesinger, der zunächst der genetischen Lehre Zellers gefolgt war, bekannte sich schließlich zu der Theorie von der primären Entstehung der wahnbildenden Erkrankungen, welche immer mehr Anhänger fand.

Erst heute, da sich die psychiatrische Systematik totgelaufen hat und man allenthalben nach einem genetischen Verständnis der Geistesstörungen Ausschau hält¹ wird diese Ansicht wieder interessant. Es ist übrigens nicht richtig, wenn Wolfgang de Boor² meint, daß eine »Verrücktheit« ohne die Vorstadien der Melancholie und Manie damals undenkbar war. Zeller selbst hat schon die Möglichkeit einer primären Entstehung einzelner solcher Störungen zugegeben, wenn er auch im großen

1 Vgl. H. Rennert, Die Universalgenese der endogenen Psychosen. Ein Beitrag zum Problem »Einheitspsychose«. Fortschritte Neurologie – Psychiatrie, 33. Jg. (1965), H. 5, 251–272.

2 W. de Boor, Psychiatrische Systematik. Ihre Entwicklung in Deutschland seit Kahlbaum. Berlin-Göttingen-Hcidelberg 1954.

und *ganzen* an seiner modern anmutenden genetischen Theorie festhielt¹:

»Die dritte Hauptform des Irreseyns, die *Verrückt-heit*, partieller Wahnsinn, Wahnwitz, Paraphrenie, Paranoia, tritt fast nie als primäre Form auf, wenigstens nach unserer Beobachtung, wenn nicht etwa auf dem Wege der Eifersucht, Processsucht und der für Wahrheit gehaltenen einzelnen Sinnestäuschungen. Sie kommt im Gefolge der Schwermuth, noch häufiger aber der Tollheit vor ... Die Genesung ist eingetreten und bis zu einer gewissen Stufe vorgeschritten, aber auf dieser stehen geblieben, der getrübte Horizont hat sich bis auf einen gewissen Grad wieder gelichtet, das körperliche Wohlseyn ist in der Regel oft auf einen früher nie gekannten Grad wieder gekehrt; allein die Reaction des leiblichen und geistigen Lebens gegen den Rest der Krankheit ist auch erloschen, Verstand und Unverstand haben sich friedlich vermählt, aus dem Nervenfieber ist gleichsam eine Neuralgie geworden, und auf das eifrigste pflegt und wahrt und systematisirt der Kranke mit allen Waffen der Sophistik eines angeboren oder durch die Krankheit vermehrten Scharfsinns diese fixen Ideen, welche allein mit Recht unter diesen Umständen ihren Namen führen; der Kranke ist als eine andere Persönlichkeit aus dem Sturme der Seelenstörung hervorgegangen, zuweilen bis zu einem völligen Austausch seines ganzen bisherigen Lebens, das er nur noch als die Geschichte eines Andern kennt. Übrigens sind es

² E. A. v. Zeller, a. a. O.

doch bei näherer Beobachtung und tieferem Einblick in den Zustand des Verrückten nie bloß einzelne Ideen, in denen sich die Verrücktheit äußert, sondern eine durchgängige Schiefheit der Vorstellungs- und Empfindungsweise, die nur an einzelnen Punkten besonders hervorspringt, und den Irrthum zum Wahn stempelt, und die wirkliche Unmöglichkeit ganz vernünftig zu seyn, bedingt, wiewohl gerade bei dieser Form von Irreseyn die einzelnen Wahnideen in Beziehung auf die ganze Stellung des Kranken zu sich selbst und der Welt, auf sein Selbst-, Welt- und Gottesbewußtseyn von der allerhöchsten Bedeutung sind, wie diess in keiner andern Form von Seelenstörung wieder der Fall ist, in denen die einzelnen Wahnideen vielmehr nur einen semiotischen und therapeutischen Wert haben können, insofern sie als Ausdruck bestimmter körperlicher Störungen betrachtet werden müssen.«

»Gerade der Umstand, daß bei der Verrücktheit die leiblichen Bedingungen der Seelenstörung so ganz auffallend zurückgetreten sind, und auf der andern Seite die sittliche und intellectuelle Persönlichkeit des Menschen so tief alterirt erscheint, hat viel dazu beigetragen, die organische Basis aller Seelenstörungen zu verkennen, und im Gebiete der Sünde und der Thorheit allein die Quelle und das Wesen der Geisteskrankheiten zu suchen, während, wie schon mehrfach erwähnt wurde, die Entstehungsweise dieser Form des Irreseyns, das deutliche Vorhergehen von leiblichen Krankheiten, so wie die jeweiligen typischen oder atypischen Verschlimmerungen, welche auch in ihr noch stattzufinden pflegen, und

noch von mehr oder weniger erkennbaren leiblichen Störungen begleitet sind, so wie die Unmöglichkeit, das Irrthümliche ihres Wahnes länger als höchstens auf Augenblicke einzusehen, genugsam den somatischen Ursprung und das leibliche Bedingte ihres Fortbestehens beurkunden.«

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts machten die Hirnanatomie und -physiologie große Entdeckungen; so fand P. Broca im Jahre 1861 in der linken unteren Stirnwindung das sogenannte »Sprachzentrum«, eine Stelle, an der das Sprechvermögen lokalisiert zu sein schien. Lokalisationen anderer psychischer Funktionen folgten, so daß man sich in der Ansicht, geistige Störungen seien Gehirnkrankheiten, bestärkt fühlte. Auch die Erkenntnis der syphilitischen Verursachung der progressiven Paralyse (einer zur Verblödung führenden Gehirnerkrankung) stützte diese Auffassung. Bei vielen anderen Geistesstörungen konnten allerdings – bis heute – die postulierten Hirnkrankheiten nicht nachgewiesen werden.

Da waren zunächst Manie und Melancholie; diese beiden Seelenstörungen schienen immer schon nahe miteinander verwandt zu sein. So soll schon Aretäus der Kappadozier (ca. 150 n. Chr.) festgestellt haben, daß Melancholie und Manie abwechselnd beim selben Menschen auftreten können¹. Bonet sprach von »folie maniaco-melancholique« (1648)¹. Diesem psychopatho-

¹ E. H. Ackerknecht, a. a. O.

logisch und verlaufsmäßig immer deutlicher hervortretenden Krankheitsbild wollte man andere Psychosen gegenüberstellen, die ebenso klar definierbar sind.

So hat man zunächst gewisse wahnbildende Geisteskrankheiten (»Verrücktheit«) als ebenfalls *primäre* seelische Störungen neben die manischen und depressiven Zustände gestellt. Hierauf schuf Kahlbaum² den Begriff des Spannungsirreseins oder der Katatonie. Völlige Bewegungslosigkeit (»Stupor«) und plötzliche schwerste motorische Erregung (»Raptus«) kennzeichnen neben anderen Störungen des Bewegungsgeschehens dieses Krankheitsbild. Katatoniker nehmen unnatürliche Körperhaltungen ein oder führen immer die gleichen Posen durch (»Bewegungs- und Haltungsstereotypien«). Auch das Grimassieren ohne Zeichen affektiver Erregung ist ein häufiges katatones Symptom. Katatone Kranke fallen durch gekünstelte Verhaltensweisen (»Manieriertheiten«) auf. Oft sind sie völlig schweigsam, dann wieder reden und schreien sie ununterbrochen.

Hecker³ schilderte das Jugendirresein oder die Hebephrenie. Er knüpfte damit an die Beobachtung an, daß Kinder, die lebhaft, intelligent und originell sind, nach der Pubertät in einen Zustand der Dumpfheit hinüberwechseln können. Morel hatte schon 1860 für diese Fälle den Ausdruck »*Démence précoce*« geprägt.

Schließlich hat Emil Kraepelin (1855–1926) Katatonie

1 P. R. Hofstätter, Psychologie. Fischer-Lexikon. Frankfurt 1957.

2 K. L. Kahlbaum, Die Katatonie oder das Spannungsirresein. Berlin 1874.

3 E. Hecker, Die Hebephrenie. Virchows Arch., Bd. 52 (1871), S. 394 ff.

und Hebephrenie mit den wahnbildenden Geisteskrankheiten zur Krankheitsgruppe der *Dementia praecox* zusammengefaßt und dem manisch-depressiven Irresein gegenübergestellt¹.

Kraepelin war ein unermüdlicher Beobachter und faszinierte durch seine präzisen und lebensnahen Beschreibungen der Geisteskrankheiten. Er vermutete, daß den geistigen Störungen eine Stoffwechselkrankheit zugrunde liege, und grenzte die zwei großen »Formenkreise« nach Verlauf und Ausgang voneinander ab.

Die manisch-depressiven Krankheitsphasen führen zu einer völligen Wiederherstellung der Persönlichkeit, die Krankheitsschübe innerhalb des anderen Formenkreises der Psychosen haben jedoch – wie Kraepelin annahm – geistigen Abbau (Verblödung = Demenz) zur Folge. Da bei einer gewissen Zahl der Fälle die Krankheit schon in früher Jugend einsetzt, entschloß sich Kraepelin, den ganzen Formenkreis mit dem Terminus »*Dementia praecox*« zu bezeichnen. Dieser Ausdruck hat sich merkwürdig rasch durchgesetzt.

Erst Eugen Bleuler (1857–1939) sollte eine bessere Benennung finden. »*Dementia praecox*« schien ihm unzutreffend, weil viele Krankheitsverläufe innerhalb dieser Gruppe von Psychosen nicht zur Verblödung, sondern zur Heilung führen. Aber auch in jenen Fällen, bei denen keine völlige Heilung eintritt, sondern ein gewisser Defekt¹ bestehen bleibt, fand Bleuler keine Demenz im eigentlichen Sinne: die Leistungen von

¹ E. Kraepelin, Lehrbuch der Psychiatrie. 6. Aufl., Leipzig 1899.

Gedächtnis und Intelligenz waren bei diesen Kranken oft überraschend gut. Selbst das frühzeitige Auftreten der Erkrankung konnte nur in einer Minderzahl der Fälle bestätigt werden, weshalb auch das Beiwort »prae-cox« unzutreffend schien.

Eugen Bleuler² prägte im Jahre 1911 das Wort und den Begriff Schizophrenie. Wir verdanken ihm nicht nur die bessere Namensgebung, er hat auch das Wesen der Störung psychopathologisch genauer erfaßt. Kennzeichnend für diese Erkrankung schien ihm eine eigentümliche Dissoziation seelischer Vorgänge, die oft den Eindruck einer Spaltung der Persönlichkeit erweckt. Im Gegensatz zu Kraepelin, für den Verlauf und Ausgang der Psychose entscheidend waren, wurde für Bleuler das psychopathologische Bild wieder wichtig. Der Aspekt der Krankheitseinheit trat bei ihm mehr in den Hintergrund, und er sprach nicht mehr von *der* Dementia praecox, sondern von einer *Gruppe* der Schizophrenien, obwohl er im wesentlichen die schon von Kraepelin zusammengefaßten Krankheitsbilder damit meinte.

-
- 1 Man vermeidet heute auch das Wort »Defekt« und spricht von »schizophrener Persönlichkeitsabwandlung«. Vgl. R. Schindler, Das psychodynamische Problem beim sogenannten schizophrenen Defekt. 2. Internationales Symposium über die Psychotherapie der Schizophrenie, Zürich 1959, Vol. 2, 276–28S, Basel-New York 1960; derselbe: Weitere Betrachtungen zur Psychodynamik schizophrener Persönlichkeitsabwandlung. 3. Internationales Symposium über die Psychotherapie der Schizophrenie, Lausanne 1964, 131–142, Basel-New York 1965.
 - 2 E. Bleuler, Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien. Handbuch der Psychiatrie vor Aschaffenburg. Leipzig-Wien 1911.

Für Manfred Bleuler, den Sohn und Nachfolger des großen Schweizer Psychiaters, ist die Schizophrenie noch weniger eine Krankheitseinheit; sie ist ein psychopathologisches Syndrom, das bei den verschiedensten Erkrankungen auftreten kann.

Es ist hier am Platze, auch des Wiener Psychiaters Erwin Stransky¹ zu gedenken, der etwa gleichzeitig mit Eugen Bleuler zu ähnlichen Schlußfolgerungen gelangt ist. Er hat erstmals 1903 und von da ab in ununterbrochener Folge die Ansicht vertreten, daß die »Dementia praecox« keine Verblödungs-, sondern eine Entgleisungspsychose sei, eine Störung des geordneten Zusammenspiels von Gefühlsleben (»Thymopsyche«), Denken (»Noopsyche«) und Bewegungsgeschehen (»Psychomotorium«) sowie der Ordnung innerhalb jeder einzelnen dieser Funktionssphären. Diese »intrapyschische Ataxie« schien ihm der gemeinsame Nenner aller jener Symptome zu sein, die später als schizophren bezeichnet worden sind.

Eine neue Revolution des psychiatrischen Denkens führte – nach der naturwissenschaftlichen Fundierung der Psychiatrie durch Griesinger – erst Sigmund Freud

1 E. Stransky, Geschichte des Schizophreniebegriffs, Phasen und Weichenstellungen. Referat am Internationalen Kongreß für Psychiatrie in Zürich, 1957. *Folia Psychiatrica, Neurologica et Neurochirurgica Neerlandica*, Vol. 60 (1957), S. 343 – 352.

Ders., Über die Dementia praecox. Streifzüge durch Klinik und Psychopathologie. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Bd. X, Wiesbaden 1909.

Ders., Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Psychiatrie. Leipzig 1914/19.

herbei. Er war der erste, der die Schizophrenie psychologisch zu deuten wagte, ohne dabei den empirisch-rationalen Weg zu verlassen. Er meinte, daß die Psychose nicht nur eine Krankheit, sondern auch der Versuch einer Heilung sei. Aus der schmerzlichen Wirklichkeit flüchte der Kranke in die Wunscherfüllung des Wahnes. Der Wahn sei Verzweiflung, Trost und Selbstheilung zugleich.

Die Schüler und Anhänger Freuds haben sich immer intensiver mit dem Problem der Schizophrenie auseinandergesetzt, und sie postulierten, daß auch diese seelische Erkrankung Folge einer fehlerhaften Entwicklung in der frühen Kindheit sei. Die Mutter-Kind-Beziehung sei in diesen Fällen schon in der präverbalen Periode gestört.

Nach Ansicht des amerikanischen Psychiaters H. S. Sullivan² seien nicht das Gehirn, das Nervensystem, der Stoffwechsel, aber auch nicht das isolierte menschliche Individuum der Gegenstand psychiatrischer Forschung. Psychiatrie sei eine »Wissenschaft von den menschlichen Beziehungen«. Seelische Krankheiten entstünden durch Störungen im Zusammenleben der Menschen. Angst sei die Wurzel aller psychischen Erkrankungen. Sie vernichte das Vertrauen zu den Mitmenschen und zu sich selbst. Die Starre des Schizophrenen sei nichts anderes als ein Versuch, diese Angst abzuwehren.

2 H. S. Sullivan, Conceptions of modern psychiatry. Psychiatry, Vol. 3, 1 (1940).

In Deutschland lehrte der Philosoph Martin Heidegger, Dasein sei Sorge, das Sein ein Sein zum Tode; die Geworfenheit des Menschen sei die Ursache der Angst. Tod und Angst rufen den Menschen aber zum Selbstsein auf. Heideggers Existenzphilosophie hat auch in die Psychiatrie Eingang gefunden. Nach Ludwig Binswanger¹ liegen die Erlebnisse der Ungeborgenheit und Angst auch den Geisteskrankheiten zugrunde. Die Schizophrenen verlieren den Halt, weil sie menschliches Zusammensein meiden; aus Trotz gegen eine Welt, die ihnen nicht mehr Heimat ist, werden sie verschroben, absurd und fremdartig. Ihr gekünsteltes Gebaren soll ihre Ratlosigkeit und tiefe Resignation verbergen. In subtilen Analysen psychiatrischer Krankengeschichten gelangt Binswanger zu dem Ergebnis, daß Schizophrenie ein »mißglücktes Dasein« sei. Es scheint fraglich, ob man als Arzt zu einem solchen Werturteil berechtigt ist.

Der Schweizer Psychiater Jakob Wyrsch² kommt zu dem Schluß, daß die Schizophrenie in den üblichen Krankheitsbegriff nicht eingeordnet werden kann; daß sie weder somatogen noch psychogen, sondern eine Veränderung der Person und ihres Daseins sei.

Von psychoanalytischer Seite werden der »Daseinsanalyse« mangelndes Interesse an der Kindheit der

1 L. Binswanger, Drei Formen mißglückten Daseins. Verstiegenheit, Verschrobenheit, Manieriertheit. Tübingen 1956.

2 J. Wyrsch, Klinik der Schizophrenie. In: Psychiatrie der Gegenwart. Hrsg. v. H. W. Gruhle u. a., Bd. II, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1960.

Kranken, therapeutische Passivität und die philosophisch-spekulative Einstellung vorgeworfen.

Die durchwegs von den Lehren Freuds inspirierten Versuche einer Psychotherapie der Schizophrenie gehören zu den erregendsten, mutigsten und großartigsten Leistungen in der Geschichte der Psychiatrie, ja vielleicht der Medizin überhaupt. Solche Versuche sind seit den dreißiger Jahren immer wieder unternommen worden, wenngleich auch sie ihre Vorläufer haben¹.

Das Neuartige dieser Methoden liegt in der Intensität und Dauer der Zuwendung zum psychisch Kranken. Schon die Psychoanalyse Freuds unterschied sich darin grundlegend von allen früheren seelenärztlichen Bemühungen. Während Freud jedoch auf Distanz zum Kranken und eine strenge rationale Kontrolle der eigenen Gefühlsregungen Wert legte, fordert die Psychotherapie der Schizophrenie die emotionale Anteilnahme. Der Arzt muß seine Autorität, welche ihm selbst Sicherheit verleiht, aufgeben, seinen gottähnlichen Standpunkt verlassen und zum Kranken herabsteigen. Er soll dessen Wahn und Sinnestäuschungen zunächst akzeptieren, um den Schizophrenen im Verlauf der Therapie gleichsam an der Hand aus dessen Scheinwelt herauszuführen.

In New York gewann der Psychiater John N. Rosen² zu stuporösen Schizophrenen dadurch Kontakt, daß er

1 Hier darf an die Bemühungen des jungen Waiblinger um den kranken Hölderlin erinnert werden.

2 J. N. Rosen, Psychotherapie der Psychosen. Direct Psychoanalytic Psychiatry. Stuttgart 1964.

deren körperliche Betreuung übernahm. Er nährte und pflegte sie und verbrachte bis zu zehn Stunden täglich an ihrem Bett. Später sagte er den Kranken die Wünsche und Befürchtungen, die er hinter deren Wahnideen und Halluzinationen erkannte, auf den Kopf zu. Es kam vor, daß ihn ein Kranker beschimpfte oder tätlich angriff; er ließ sich sogar in ein Handgemenge ein. Nichts konnte ihn daran hindern, seinem Schützling Sympathie und Aufmerksamkeit entgegenzubringen. Rosen behandelte vor allem schwere Fälle von Schizophrenie. Sein Grundgedanke war, daß er dem Schizophrenen Vertrauen einflößen und ihm damit das geben müsse, was ihm in seinem früheren Leben verlorengegangen war.

In Frankreich erprobte Madame M. A. Sechehaye¹ ein psychotherapeutisches Verfahren an einem schizophrenen Mädchen. Sie behandelte die junge Renée mehrere Jahre hindurch, indem sie sich ihr wie eine Mutter näherte und die infantilen Wünsche der Kranken »symbolisch erfüllte«. Empfund sie zum Beispiel, daß Renée den Wunsch hatte, an ihren Brüsten zu saugen, dann gab sie ihr Äpfel zu essen, die sie an ihre Brust hielt. Als die Kranke zu scheu und ängstlich war, um auch nur eine Liebesbezeugung anzunehmen, brachte ihr die Therapeutin Puppen, welchen sie dann gemeinsam jene Liebe angedeihen ließen, die eigentlich der Patientin galt. So führte Madame Sechehaye die

¹ M. A. Sechehaye, *La réalisation symbolique*. Bern 1947 (Die Symbolische Wunscherfüllung, Bern 1955).

auf frühkindliche Einstellungen regredierte Kranke von einer Stufe zur andern allmählich wieder in die Welt der Erwachsenen zurück. Renée soll später ein Universitätsstudium absolviert haben.

Noch viele andere haben schizophrene Kranke durch Psychotherapie zu heilen versucht. Heute werden auf der ganzen Welt Schizophrene nicht nur medikamentös, sondern auch psychotherapeutisch behandelt; meist sind es allerdings leichtere Fälle oder Kranke, deren akute Psychose abgeklungen ist. Man führt die Psychotherapie auch mit Gruppen von Patienten durch und bemüht sich um die berufliche und soziale Rehabilitation der Kranken. Von historischer Bedeutung waren aber jene großen Therapien, bei denen durch jahrelangen persönlichen Einsatz schwerkranke Schizophrene geheilt oder gebessert worden sind. Was die Psychotherapie der Schizophrenie zu leisten vermag, ist noch schwer abzuschätzen¹. Es ist fraglich, ob man auf körperliche Behandlungsmethoden in Zukunft wird ganz verzichten können. So intensive ärztliche Bemühungen werden natürlich immer nur in einzelnen Fällen möglich sein. Was die Psychotherapie der Schizophrenie jedoch bereits

1 Einen Überblick über den derzeitigen Stand dieser Frage geben Christian Müller und Max Müller in: *Psychiatrie der Gegenwart*, Bd.II, S. 53 ff., a. a. O.

Vgl. auch Chr. Müller, *Die Pioniere der psychoanalytischen Behandlung Schizophrener*. *Nervenarzt* 29 (1958), 456–462.

Ders., *Über Psychotherapie bei einem chronischen Schizophrenen*. *Psyche* 9 (1955), 350–369.

Ders., *Psychotherapie der Psychosen*. In: *Psychotherapie in der Gegenwart*. Hrsg. von E. Stern, Zürich 1958.

geleistet hat, ist ein Triumph der Menschlichkeit, der über die ärztliche Seelenheilkunde weit hinausstrahlen und viele andere Gebiete menschlicher Beziehungen beeinflussen wird.

Im Jahre 1950 starb in New York der Wiener Psychoanalytiker Paul Federn. Die Inschrift auf seinem Grabstein lautet¹:

Er hat den Sinn geliebt
Und den Wahn begriffen
Und so manche Seele
Dem Wahnsinn entrissen.

¹ J. Wilder u. a., Personal Notes On Paul Federn. American Journal of Psychotherapy, Vol. IV (1950), S. 503–516.

I. Sprache und Psychose

Der Drang zum Reden ist ein außersprachliches Phänomen, ein Teil des allgemeinen Bewegungsdranges; er ist in manischen Zuständen erhöht, entspringt dort der Unternehmungslust des Manikers, seinem gesteigerten Lebensgefühl und seiner Selbstüberschätzung. Der Depressive, dessen gesamte Aktivität darniederliegt, ist dagegen meist auch im Sprechen gehemmt.

Der Rededrang kommt dem Mitteilungsbedürfnis entgegen. Je mehr sich der Schizophrene von der Welt abkapselt, um so mehr verliert seine Sprache an informativem und kommunikativem Wert. Sein Sprechantrieb kann aber trotzdem gesteigert sein. Manche Kranke sprechen ohne jeden Affekt und ohne Zuwendung den ganzen Tag vor sich hin und neigen zu rhythmischen Betonungen:

Lieber Gott, verzeih doch mir,
Denn ich bin der Zottelbär,
Lieber Gott, verzettel mich,
Denn ich bin das Ich.
Lieber, lieber Retter mein,
Rette doch nur dich allein ...¹

Es kommt auch vor, daß Schizophrene unartikulierte

¹ W. Weygandt, Atlas und Grundriß der Psychiatrie. München 1902.

Laute ausstoßen, statt Worten oder Wortfragmenten ein Brummen, Zischen, Fauchen, Pfeifen, Räuspern oder Blasen hervorbringen.

Diese Verhaltensweisen können vom Bereich des Icherlebens deutlich geschieden sein. »Ich habe ja gar nicht geschrieen«, sagte ein Kranker¹, »der Stimmnerv brüllte aus mir.« Die automatisierte Handlung ist einerseits einem Willensakt noch ähnlich, andererseits scheint sie von selbst abzulaufen und nur beobachtet zu werden. Der Kranke empfindet sie im Vollzug noch als »gemacht« – aber von jemand anderem, nicht von ihm selbst. Ein Schizophrener schildert einen solchen Automatismus¹ als »das Auftreten des Brüllwunders, bei welchem meine dem Atmungsvorgang dienenden Muskeln ... dergestalt in Bewegung gesetzt werden, daß ich genötigt bin, den Brülllaut auszustoßen, sofern ich nicht ganz besondere Mühe auf seine Unterdrückung verwende, ... was bei der Plötzlichkeit des gegebenen Impulses nicht immer möglich ist oder doch nur bei unablässig auf diesen Punkt gerichteter Aufmerksamkeit möglich sein würde ... Zu Zeiten erfolgt das Brüllen in so rascher und häufiger Wiederholung, daß für mich ein nahezu unerträglicher Zustand sich ergibt ... Soweit die Vociferationen in dem Gebrauch artikulierter Worte bestehen, ist mein Wille natürlich nicht unbeteiligt. Nur das unartikulierte Brüllen ist wirklich rein zwangsmäßig

1 K. Jaspers, Allgemeine Psychopathologie. 5. Aufl., Berlin-Heidelberg 1948.

und automatisch ... meine ganze Muskulatur unterliegt gewissen Einflüssen, die nur einer von außen wirkenden Kraft zugeschrieben werden können ...«.

Die Psychopathologie der Schizophrenie zeigt, daß der Antrieb, Lautäußerungen von sich zu geben, eine gewisse Selbständigkeit besitzt und von den kommunikativen Aufgaben der Sprache relativ unabhängig ist.

Ein Großteil unseres Denkens bewegt sich im Medium sprachlicher Repräsentation. Wir haben daher eine Menge Wörter und Wortverbindungen in unserem Gedächtnis, aus denen eine Rede gespeist werden kann. Aus diesem Gedächtnisschatz können Sprachformen und Sprachgebilde sinnlos reproduziert werden. Wenn auch jede höhere Denktätigkeit die Sprache voraussetzt, so wäre es doch irrig anzunehmen, daß derjenige, der spricht, dabei immer auch denkt. Phrasen und eingeschliffene Wendungen beherrschen zu einem guten Teil den Fluß jeder Rede, die oft auf weite Strecken hin gedanklich leerläuft.

Aber auch gewisse Eigenschaften des Vorstellungsablaufs sind für die sprachliche Äußerung von Belang. Der Strom der Bewußtseinsinhalte kann verlangsamt oder beschleunigt sein, auf eine mehr assoziierende oder mehr perseverierende Art vor sich gehen¹. Vermehrtes Vorstellungsangebot beruht auf einer Erleichterung des assoziativen Geschehens. Ist das Assoziieren dagegen

1 H. Rohrer, Einführung in die Psychologie. Wien 1946.

erschwert, dann haftet man an bestimmten Vorstellungen und Ideen. Dieses Haften heißt Perseveration. Assoziation und Perseveration ergänzen einander. Sind weder Assoziationen noch Perseverationen wirksam, dann tritt eine »Leere des Bewußtseins« ein.

Es gibt verschiedene krankhafte Gedankenabläufe, welche an den sprachlichen Äußerungen erkennbar sind; so ist etwa für manische Zustände die Ideenflucht charakteristisch¹. Dabei ist das assoziative Geschehen erregt, Einfälle strömen von allen Seiten ins Bewußtsein, die Folge ist eine größere Produktivität, der Vorstellungsablauf ist beschleunigt, aber die »determinierenden Tendenzen«² verlieren an Kraft, die Konstellationen wechseln rasch, und alle möglichen Assoziationsweisen gehen durcheinander, begriffliche, bildliche, sprachliche. Je mehr die gedanklichen und bildlichen Assoziationen zurücktreten, um so mehr treten die Klangassoziationen hervor.

2 Bei einem Maniker läßt eine ideenflüchtige sprachliche Äußerung immer auf ein ideenflüchtiges Denken schließen. In der Literatur hat man jedoch damit zu rechnen, daß ein ideenflüchtiges oder verworrenes sprachliches Produkt von einem Menschen stammen kann, dessen Denken durchaus nicht ideenflüchtig oder verworren ist. Auch bei Schizophrenen kommen solche Dissoziationen vor.

2 »Determinierende Tendenzen« – der Ausdruck stammt von dem Psychologen Narziß Ach – sind jene Momente, die eine Auslese, eine Struktur im Ablauf des seelischen Geschehens bedingen. Gewisse Situationen, wie ein Gespräch, eine Rede, eine Aufgabe, wirken normalerweise regulierend auf den Gedankenablauf. Der Ausfall der determinierenden Tendenzen ist eigentlich ein Ausfall der Regelung des Gedankenablaufs durch das Ich und das Realitätsbewußtsein. Bei der Manie geht wahrscheinlich infolge des vermehrten Vorstellungsangebotes und des beschleunigten Erlebnisablaufs diese höhere Ordnung des Denkens verloren.

Gefragt, ob Geisteskrankheiten in seiner Familie aufgetreten seien, gab ein Maniker zur Antwort¹: »Erbtanten habe ich nicht, Inzucht liegt bei mir auch nicht vor, nicht einmal Unzucht, dafür stamme ich aber von Karl dem Großen, folglich auch von Karl Martell, dem ›Hammer‹. Im Hammerverlag sind seinerzeit sehr bedeutende politische Schriften erschienen. Der ›Hexenhammer‹ allerdings nicht, der ist mindestens fünfhundert Jahre älter. Meine Alte fällt auch drunter, die hätt' man damals glatt verbrannt. Heirate oder heirate nicht, bereuen wirst du beides, sagt Kierkegaard. Die Axt im Haus erspart den Scheidungsrichter, sag ich! Ich bin aber nicht gemeingefährlich, ich bin nur Gemeinen gefährlich! Ach, da kommt ja schon wieder die Straßenbahn mit ihrem saudummen Geklingel ...«

Auch durch die Wahrnehmung von Gegenständen und Vorgängen in der Umwelt kann dem Rededrang Material zugeführt werden. Die Ablenkbarkeit von außen ist bei der manischen Ideenflucht meist erhöht; die Kranken knüpfen an alle möglichen Vorgänge in der Umgebung an.

Ein erhöhtes Lebensgefühl, Antriebssteigerung und Beschwingtheit kommen künstlerischer Produktion oft zustatten. Das eigentlich Schöpferische ist jedoch an die schizoide Anlage gebunden². Dem reinen Maniker fehlen nämlich Hintergründigkeit und Tiefe; seine

1 G. Kloos, Grundriß der Psychiatrie und Neurologie. München 1944.

2 Vgl. dazu E. Bleuler, Die Probleme der Schizoidie und Syntonie. Ztschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie, Bd. 78 (1922).

für strafbare Eiter-Eifer-Behandlung Antibus-Autritt-
Behandlung Ein Jäger-Kurpfusch-Dusch-Tichi-Klar
Filtrier-Apparat-Poldrini-Mussoline-Aal-Kapp-Kopp-
Hoffnung von Pallas-Neben-Nebel Vergaser-Blau-Linig-
Kirschtetter-Rett-Fabian-Starrschina üb. Fasching

Priss. die Erde-Gruss u. Kuss von

R. G. S.«

Kraepelin nannte die für die »Dementia praecox« typische Denkstörung Zerfahrenheit: in einem regellosen Durcheinander wird Zusammengehöriges getrennt und Unvereinbares verbunden, wodurch wunderliche, bizarre, unsinnige, manchmal auch originelle Wendungen entstehen.

Bei der Ideenflucht kann man dem Gedankengang meist folgen, weil man die assoziativen Brücken, über die die Verknüpfungen gehen, erkennt. Bei der Zerfahrenheit ist man oft nicht mehr imstande, sich das Nacheinander der verschiedenen Vorstellungen und Gedanken zu erklären. Schizophrene sind manchmal ihren eigenen Antrieben gegenüber negativistisch eingestellt: wenn sie eine Handlung ausführen wollen, tritt eine Sperrung oder ein Gegenantrieb oder ein anderer, ein »Querantrieb« auf, so daß sie zu den einfachsten Verrichtungen nicht fähig sind¹. Diese psychomotorischen Störungen können auch das Sprechen, den

1 E. Bleuler, Lehrbuch der Psychiatrie. 9. Aufl., umgearbeitet von M. Bleuler, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1955.

Vorstellungsablauf und das Denken betreffen und bei der Entstehung der Zerfahrenheit mitwirken.

Wie bei der Ideenflucht fehlt auch bei der Zerfahrenheit die logische Ordnung, die Steuerung des Gedankenganges durch ein rationales Denkziel. Das Thema wird sprunghaft gewechselt, Zwischenglieder werden ausgelassen, begonnene Gedanken plötzlich abgebrochen; der Kranke gleitet auf andere Gedanken über, welche er ebenfalls nicht zu Ende führt. Nicht selten werden neue sprachliche Ausdrücke (Neologismen) geprägt und erhalten gebräuchliche Wörter einen ganz ungewöhnlichen Sinn. Die grammatikalische Ordnung bleibt innerhalb einzelner Sätze erhalten. Manche Feststellungen sind für sich genommen noch sinnvoll, anderen wieder fehlt ein verständlicher Zusammenhang. So schrieb einer unserer schizophränen Kranken:

»Nächsterhaben vollendet ist irgendwie der Traumzustand das gegebene welches noch als Einsatz ins Hasardwirken geboten wird. – Es ist wahrscheinlich anzunehmen das der Traum das eigentliche Planwirken des Menschen ist. – Mehr weil bisheriger Feststellungen der Traum als Nächstwirkung beschrieben ist tut sich als Contra Zustand all das vergangene welches übersehen wurde als Zukunftsleiter auf. – Die Gegenwart des Traumes könnte auch als Schlafzustand gewertet werden. –«

»Wie jedes Jahr, so ist auch dieses mal der Sommer wieder da. – In seinem Chemie klaren Jahrzeitmantel, ist der Viertel Teil des Marsmondes mit den Oesterreichi-

schen Farben beglückt. – Die Jägerei – zeigt Schonzeit auf. – und wird wie bei jeden Sommerende-Wendepunkt den neuen Wechsel führen. – Sommerzeit – macht jung und alt im Jupiter Licht die Marsconterwelle lehren. Auf Erden so beschrieben ...«

Kennzeichnend für das schizophrene Denken ist der eigentümliche Begriffszerfall. Die Begriffe werden nicht mehr scharf abgegrenzt, sie können beliebig ineinander übergehen und miteinander verschmelzen; alles kann mit allem verquickt werden:

»Wasser ist aus Blumen gemacht.«

»Der ganze Mensch besteht nur aus Blumen, Blumen, Blumen, Blumen ohne Zahl.«¹

Auch die Symbole des Traumes gehen aus solchen Agglutinationen hervor. Schon Lichtenberg hat diese Art der Gedankenverknüpfung während des Einschlafens und in fieberhaften Zuständen an sich selbst beobachtet:

»Shakespeare hat eine besondere Gabe, das Nürrische auszudrücken, Empfindungen und Gedanken zu malen, dergleichen man kurz vor dem Einschlafen oder im leichten Fieber hat. Mir ist alsdann schon oft ein Mann wie eine Einmaleins-Tafel vorgekommen, und die Ewigkeit wie ein Bücherschrank. – Er mußte vortrefflich kühlen, sagte ich, und meinte damit den Satz des Widerspruchs, den ich ganz eßbar vor mir gesehen hatte.«²

1 Th. Spoerri, a. a. O.

2 G. Chr. Lichtenbergs ausgewählte Schriften. Hrsg. v. E. Reichel, Leipzig o. J.

Aus dieser Wandelbarkeit der Begriffe geht auch das magische Denken hervor:

»Bei einem kleinen Fieber glaubte ich einmal deutlich einzusehen, daß man eine Bouteille Wasser in eine Bouteille Wein verwandeln könne auf eine ähnliche Art, wie man eine viereckige Figur in einen Triangel verwandelt.«¹

In der Schizophrenie treten solche Begriffsverschmelzungen aber bei klarem Bewußtsein auf. Das Denken dieser Kranken steht daher dem »archaisch-primitiven« Denken näher als der Gedankenbildung im Traum oder während des Einschlafens. Die Verschwommenheit der Begriffsbildung führt bei Schizophrenen oft zu seltsamen Widersprüchen. Manche Kranke bringen phantastische Wahnideen, wunderliche und bizarre Einfälle, die auf ihr Handeln oft nur wenig Einfluß haben, in reicher Fülle vor. Die grandiosen Erlebnisberichte des Schizophrenen Wölflü, von denen wir noch hören werden, entspringen solch einem freien Spiel der Phantasie.

Steck² berichtet von einem Schizophrenen, der seine Wahnwelt mit allerlei sonderbaren Wesen bevölkerte. Gewisse Bewohner seines Heimortes, die er für seine Feinde hielt, betrachtete er als eine Kreuzung von Menschen mit Affen. Einer seiner Hauptfeinde sei gestorben, begraben worden und als Schlange auferstanden.

1 G. Chr. Lichtenbergs ausgewählte Schriften. Hrsg. v. E. Reichel, Leipzig o. J.
2 H. Steck, Die primitive Geistesart und das magische Denken bei den Schizophrenen. In: J. Cocteau, G. Schmidt, H. Steck u. A. Bader, *Insanias pingens*. Basel 1961 (Wunderwelt des Wahns. Köln 1961).

Andere, die auf das Gute nicht gehört haben, hätten sich in Ratten und Mäuse verwandelt.

Eine schizophrene Patientin dieses Autors sagte, daß sie durch Berührung das Leben der andern zu sich nehme. Sie fühle sich in tausend Teile gespalten. Es sei ihr, als ob andere Leute in sie dringen. Sie fühle in sich den Puls mehrerer Personen, ihre Augen seien elektrisch, in ihrer Nähe gerinne die Milch. Sie könne die Gedanken der andern unterbrechen und ihnen das Wort abschneiden. Denke sie an jemanden, so bringe es diesem Menschen Unglück. Sie bewirke Gewitter und Schiffbrüche. Sie stehle den Hautschimmer der Leute, um Regenbogen daraus zu machen.

Scheintiefsinn ist manchmal die Folge eines verschwommenen und unbestimmten Denkens bei Schizophrenen:

»Die Sprache ist der mutterhafte Urgrund der Seele und die jenseitige Abgründigkeit des Geistes, die ihm den ewigen Abschied gibt.« – »Der Mensch lebt in seinem Gotteshaushalt von Erde, er ist also selbst der Kulturträger seiner eigenen Bedürfnisse.«¹

Manche Kranke wiederholen eintönig Worte, Satzbuchstücke oder unverständliche Wendungen. Solche sprachliche Stereotypie nennt man Verbigeration. Von Schizophrenen wird der Impuls zur Verbigeration oft als etwas Zwanghaftes erlebt. Es laufen die Verbigerationen bei ihnen wie automatisch, gegen ihren Willen

¹ G. Kloos, a. a. O.

ab und sind nicht gefühlsbetont – im Gegensatz zu den affektiven, insbesondere ängstlichen Verbigerationen der Melancholiker: »Ach Gott, ach Gott, ach Gott, ach Gott ...«

Die absurd anmutenden sprachlichen Stereotypen der Schizophrenen haben oft einen geheimen Sinn; manchmal lassen sich den ständig wiederholten Äußerungen Ängste oder wahnhaftige Vorstellungen entnehmen; oder die Aussprüche werden wie Zauberformeln gebraucht, um drohendes Unheil damit abzuwenden.

Spoerri hat folgende Verbigeration eines Schizophrenen festgehalten¹:

»Ich weiß die Gründe nicht, ich weiß die Gründe schon. Ich weiß die Gründe nicht, ich weiß die Gründe schon. Ich weiß die Gründe nicht, ich weiß die Gründe schon. Ich weiß die Gründe nicht, ich weiß die Gründe schon usw.«

Verschrobenheit und Manieriertheit sind weitere Merkmale des sprachlichen Ausdrucks der Schizophrenen. Kraepelin² definierte die schizophrenen Manieren als »zweckwidrige Abwandlungen gewöhnlicher Willenshandlungen«. Auch Gruhle erblickte im »Gewollt-Ungewöhnlichen« das Wesen der schizophrenen Verschrobenheit. Bleuler³ spricht von »Abänderungsstereotypen« und hebt hervor, daß Automatismen

1 Th. Spoerri, a. a. O.

2 E. Kraepelin, Einführung in die Psychiatrische Klinik. 4. Aufl., Bd. II, Leipzig 1921.

3 E. Bleuler, Lehrbuch der Psychiatrie, a. a. O.

und Zwangsantriebe die Handlungen der Kranken oft gegen ihren Willen verändern.

Ein Schizophrener begrüßte den Arzt bei der täglichen Visite mit den Worten: »Tzrarebo rehgat netug.« Durch Zufall entdeckte man, daß dieser scheinbar sinnlose Spruch in umgekehrter Buchstabenfolge »Guten Tag, Herr Oberarzt!« heißt².

Es gibt Schizophrene, die an den unpassendsten Stellen in ihre Rede gewisse immer wiederkehrende Wendungen einfügen. So hatte einer unserer Kranken eine besondere Vorliebe für das Wörtchen »wohlan«. Er schrieb:

Blau

Blau ist die Farbe der Hoffnung
Hoffentlich färbt sich das mit Güte
Güte wohlan.
Güte braucht man um blau zu erkennen
Auch Einheirat ist mit blau verbunden
Das Blaue ist das Schöne

Die Maus

Die Maus färbt sich schwarz ab
Schwarz, bauchig und klein.
Kleine Leute sehen in der Maus ein Vorbild
Vorbild wohlan.

² B. Kihn, Klinik der Schizophrenie. Handbuch der Erbkrankheiten von A. Gütt, Bd. II: Die Schizophrenie, Leipzig 1940.

Vorbild für die Katze nicht, die sie wohl an frißt
Die Katze ist nämlich die Gegnerin.
General Katze weiß aber nicht immer
die Spur der Maus
die sie umgarnt und verbreitet.

Andere Kranke reden von sich stets in der dritten Person. Schon im Jahre 1834 wurde ein solches Gespräch aufgezeichnet, welches nicht nur die charakteristische Sprachmanier, sondern auch die übrigen Symptome schizophrener Seelenstörung in klassischer Ausprägung zeigt¹:

»Eine Kranke auf Parises Abtheilung, 56 Jahre alt und von anscheinend gutem Befinden, hat seit 1827 das Bewusstsein ihrer Individualität verloren und hält sich für eine ganz andere Frau als sie früher war. Dieser Glaube scheint an eine Veränderung ihrer Empfindungsweise geknüpft und besonders an zahlreiche und unaufhörliche Hallucinationen. Sie spricht von sich selbst immer in der dritten Person und mit der Phrase ›die Person von mir‹.

Wenn man ihr nicht zu nahe kommt, ihr Bett, ihren Stuhl, ihre Kleider etc. nicht berührt, so kann man leicht mit ihr conversiren. Sie beantwortet dann alles sanft und höflich.

›Wie befinden Sie sich Madame?‹

1 F. Leuret, *Fragmens psychologiques sur la folie*. Paris 1834. Die deutsche Übersetzung stammt von W. Griesinger, a. a. O.

›Die Person von mir ist keine Dame, heissen Sie mich Mademoiselle, wenn's beliebt.«

›Ich weiss Ihren Namen nicht, sagen Sie ihn mir.«

›Die Person von mir hat keinen Namen: sie wünscht, dass Sie nicht schreiben möchten.«

›Ich möchte doch wissen, wie Sie heissen, oder vielmehr, wie Sie früher hiessen?«

›Ich verstehe, was Sie fragen wollen. Ich hieß Catharina X., man muss nicht mehr von dem Vergangenen reden. Die Person von mir hat ihren Namen verloren, sie hat ihn hergegeben, als sie in das Hospital eintrat.«

›Welches ist Ihr Alter?«

›Die Person von mir hat kein Alter.«

›Aber diese Catharina X., von der Sie eben gesprochen haben, wie alt ist sie?«

›Ich weiss nicht. Sie ist geboren Anno 1779 von Marie ... und von Jacob ... wohnhaft ..., getauft in Paris etc.«

›Wenn Sie nicht die Person sind, von der Sie reden, so sind Sie vielleicht zwei Personen in einer einzigen.«

›Nein, die Person von mir kennt diejenige nicht, die Anno 1779 geboren ist. Vielleicht ist es diese Frau dort unten.«

›Leben Ihre Verwandten noch?«

›Die Person von mir ist allein und sehr allein, sie hat keine Verwandten und hat niemals solche gehabt.«

›Und die Verwandten der Person, die Sie vorhin genannt haben?«

›Man sagt, sie leben immer noch, sie nannten sich *meinen* Vater und *meine* Mutter, und *ich* glaubte es

bis Anno 1827; *ich habe immer meine* Pflichten gegen sie erfüllt bis zu jener Zeit.«

›Sie sind also ihr Kind? Ihre Art zu sprechen zeigt, daß Sie es glauben.«

›Die Person von mir ist Niemandes Kind. Der Ursprung der Person von mir ist unbekannt: sie hat keine Erinnerung der Vergangenheit. Die Frau, von der Sie reden, ist vielleicht die, für welche man dieses Kleid gemacht hat (sie deutet auf das Kleid, das sie anhat), sie war verheirathet, sie hatte mehrere Kinder.« (Nun erzählt sie weitläufige und sehr genaue Details über ihr Leben, wobei sie immer am Jahr 1827 aufhört.)

›Was haben Sie gethan und was ist Ihnen begegnet, seit Sie die Person von sich sind?«

›Die Person von mir wohnte in der Verpflegungs-Anstalt von ... Man machte und macht mit ihr physische und metaphysische Versuche. Diese Arbeit war ihr unbekannt vor 1827. Hier kommt eine Unsichtbare herab und vermischt ihre Stimme mit der *meinigen*. Die Person von mir will nichts davon und schickt sie sanft zurück.«

›Wie sind die Unsichtbaren, von denen Sie sprechen?«

›Sie sind klein, unfassbar, wenig geformt.«

›Wie sind sie gekleidet?«

›In Blousen.«

›Was für eine Sprache sprechen sie?«

›Französisch: Wenn sie eine andere Sprache sprächen, würde sie die Person von mir nicht verstehen.«

›Ist es denn gewiss, dass Sie sie sehen?«

›Ganz sicher, die Person von mir sieht sie, aber metaphysisch, in der Unsichtbarkeit, niemals materiell, denn sonst wären sie nicht unsichtbar.«

›Haben Sie zuweilen Gerüche?«

›Eine weibliche Composition, eine Unsichtbare, hat mir schon üble Gerüche geschickt.«

›Fühlen Sie zuweilen die Unsichtbaren an Ihrem Körper?«

›Die Person von mir fühlt sie und ärgert sich sehr darüber; sie haben ihr alle möglichen Unanständigkeiten angethan.«

›Haben Sie guten Appetit?«

›Die Person von mir isst, sie hat Brod und Wasser; das Brod ist so gut als man wünschen kann; sie verlangt nichts weiter etc.«

›Beten Sie zuweilen?«

›Die Person von mir kannte die Religion vor 1827; sie kennt sie jetzt nicht mehr.«

›Was halten Sie von den Frauen, welche mit Ihnen diesen Saal bewohnen?«

›Die Person von mir glaubt, dass sie den Verstand verloren haben, wenigstens die Mehrzahl.««

Einer unserer schizophrenen Kranken schrieb einen Brief an seine Mutter, worin er sich sehr gewählt ausdrückte, Bibelstellen zitierte, der Mutter aber schwere Vorwürfe machte – alles in gehobener, pathetischer Sprache. Er bediente sich dabei des heimatlichen Dialektes, welchen er in ungewöhnlicher Lautschrift (im Sinne einer genauen phonetischen Schrift) wiedergab.

Dieses Schriftbild mutet so fremdartig an, daß man zunächst an eine fremde Sprache denkt, bis man – verblüfft – die raffinierte phonetische Schreibweise plötzlich versteht.

»Liebe Mutter.

Gott hot ti Kinda lieba ajs ti Ötan. Ten sujcha is tis Himlrajch. Won ihr nit wiats wia ti Kinda, wiats is nit ins Himlrajch einkehrn. Man suj a tis beochtn wos ti Kinda sogn. Ta Her Dukta hot gsogt i pin schon gesund. Tafi ibanim i kani wajtari kostn fia a nitnotwendigi Behondlung. Ti häst tu, ti Susi u. ti Mare zu ibanehma. Ihr ibatraibt um a Stufen zwü. Und hobts iba mi Vuourteile gmocht ti nit existien. Mit ta hl. Magdalena ke i nun mei weitan Weg. Gott schickt eich wegen uns sein Segn des Nachts wen ti Stern laichtn. I pin nach wi vor zum Schaf gweit. Es kumt nit nur drauf on wos ma sogt, sondern besonders wia ma wos sogt. Gott hot zu ti Judn gsogt: Wehe Tie Jeruzalem te tu ti Propheten vatujgst, und ti, ti zu tie gesond san. Ihr hobts aich von ten fojschn Profeten irrefün losn ti in Bischofskleidan zu aich kuman. Gott unsa Her Jeesus Christus sogt: vü san berufn, oba wenigi san ausawöt. Liebe Mutta tu schaut ser kronk aus keh liaba scho fria zum Dukta und ins Spitoj. Und die Mare u. ti Susi schaun a ser kronk aus. Sie sujn a scho fria liaba zum Dukta und glei ins Spitoj ken. I ken ajchari Kronkheitn u. is wujt sas vabergn vor da außnwöt. Is hobts ma nit gsogt vorher wos ihr wujts. I brauch nit von ajch, daß ihr mi tahojts, oda wer ondara, sondan ob Weihnochn 1958

ti christlichen Grundrechte ti ihr mi beabsichtigt stün
zu lossn. Adi«¹

Schizophrene bevorzugen ungewöhnliche, gesuchte, abstrakte Wendungen. Der Stil ihrer Rede wirkt verstiegen, gespreizt, geschraubt.

Die verwickelte und hochtrabende Formulierung einfacher Sachverhalte nennt man Stelzensprache: »Ich sehne mich nach dem Moment, wo ich meine

¹ Übertragung des Briefes ins Hochdeutsche:

»Liebe Mutter!

Gott hat die Kinder lieber als die Eltern. Denn solcher ist das Himmelreich. Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen. Man soll auch das beachten, was die Kinder sagen. Der Herr Doktor hat gesagt, ich bin schon gesund. Dafür übernehme ich keine weiteren Kosten für eine nicht notwendige Behandlung. Die hättest du, die Susi und die Marie zu über nehmen. Ihr übertreibt um eine Stufe zuviel. Und habt über mich Vorurteile gemacht, die nicht existieren. Mit der hl. Magdalena geh' ich nun meinen weiteren Weg. Gott schickt euch wegen uns seinen Segen des Nachts, wenn die Sterne leuchten. Ich bin nach wie vor zum Schaf geweiht. Es kommt nicht nur darauf an, was man sagt, sondern besonders, wie man etwas sagt. Gott hat zu den Juden gesagt: Wehe dir, Jerusalem, das du die Propheten vertilgst und die, die zu dir gesandt sind. Ihr habt euch von den falschen Propheten irreführen lassen, die in Bischofskleidern zu euch kommen. Gott, unser Herr Jesus Christus sagt: viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Liebe Mutter, du schaust sehr krank aus, geh' lieber schon früher zum Doktor und ins Spital. Und die Marie und die Susi schauen auch sehr krank aus. Sie sollen auch schon früher lieber zum Doktor und gleich ins Spital gehen. Ich kenne eure Krankheiten, und ihr wollt sie verbergen vor der Außenwelt. Ihr habt mir vorher nicht gesagt, was ihr wollt. Ich brauche nicht von euch, daß ihr mich erhaltet oder jemand anderer, sondern ab Weihnachten 1958 die christlichen Grundrechte, die ihr mir stehlen zu lassen beabsichtigt.

Adi«

² O. Bumke, a. a. O.

Gemütsart naturalisieren kann.«² »Die Trinkung von flüssigfeuchtem Naß zieht eine Gelabtheit der Dürstung als angestrebten Folgezustand nach sich.«²

Schöne Beispiele einer nicht schizophrenen Stelzensprache sind jene Äußerungen, die Don Quixote in seinen Ritterbüchern so gut gefallen hatten: »Das Tiefsinnige des Unsinnlichen, das meinen Sinnen sich darbeut, erschüttert also meinen Sinn, daß ich über Eure Schönheit eine vielsinnige Klage führe.« Oder: »Die hohen Himmel, die Eure Göttlichkeit göttlich mit den Gestirnen bewohnt, haben Euch die Verehrung der Ehre erregt, womit Eure Hoheit geehrt ist.«³

Der kranke Hölderlin schrieb⁴:

»Teuerste Schwester!

Ich gebe mir, wenn ich schon kein Schreiben von Dir erhalten habe, die Ehre, an Dich zu schreiben. Es ist mir immer eine Freude, von Deinem Wohlbefinden mich erkundigt, und von meiner Ergebenheit die Bezeugung gemacht zu haben. Ich habe die Ehre, Dir von meiner fortdauernden Ehrerbietung die Versicherung zu machen, und nenne mich

Deinen
ergebensten Bruder
Hölderlin«

2 G. Kloos, a. a. O.

3 Zit. nach O. Bumke, a. a. O.

4 Hölderlin. Sämtliche Werke. Kleine Stuttgarter Ausgabe. Hrsg. von Friedrich Beissner, Bd. VI: Briefe (1959).

In einem 1944 erschienenen, weit verbreiteten Lehrbuch der Psychiatrie¹ wurde für schwülstigen, bombastischen, mit Sinnbildern und tönenden Phrasen überladenen Stil das folgende Beispiel gegeben. Es hat heute für uns etwas Erschütterndes an sich, und es beweist, daß man die schizophrenen Äußerungen nicht vorschnell als unsinnig abtun soll. Ein Schizophrener schrieb vor der Verhandlung über seine Unfruchtbarmachung an das Erbgesundheitsobergericht²:

»Die Stute der Psychiatrie, die Sie an dem genannten Tage reiten werden, ist schon etwas überständig geworden und nicht gut für hohe Schule geeignet; sie, die sonst jede Hürde genommen hat, kann bei der Schizophrenie leicht in das Hintertreffen geraten. Nehmen Sie den Gaul an die Kandarre und hauen Sie ihm die Sporen der Justitia in die Weichen, daß er hochgeht wie das Wappentier der Welfen ...«

Erreicht die Zerfahrenheit im Denken einen hohen Grad, dann entsteht die schizophrene Sprachverwirrtheit. Sie tritt um so häufiger auf, je länger die Krankheit dauert. Der Satzbau kann dabei noch einigermaßen erhalten sein, zwischen den gebräuchlichen Wörtern findet sich jedoch eine Fülle von Neologismen, die nicht starr festgehalten, sondern von Augenblick zu

1 G. Kloos, a. a. O.

2 Das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« vom 14. Juli 1933 war der erste Schritt in einer Reihe von Maßnahmen des Nationalsozialismus, die schließlich zur Tötung von 270 000 Geisteskranken geführt haben. Diesen Opfern eines blutigen Regimes hat man noch kein Mahnmal und keine Andachtsstätte errichtet. (Vgl. O. Rigler, Geistige Erkrankung, Heilanstalt und Umwelt. Soziale Berufe, 17. Jg. (1965), Nr. 3, 34–41.)

Augenblick neu geschaffen werden. Sinn und Absicht lassen sich hinter diesen Wortneubildungen oft nur schwer erkennen, aber alles klingt gewichtig und bedeutungsvoll:

»Semilmana ist Rimi geblieben im Hirft bei Bittra, die hatten den einfachen Manim gemachet vier Jahre lang, aber die Dünen waren Kiftni geharet am Berge der Hori, und Seistrow hatte Lybni nicht mehr – Hamul!«¹

Schließlich verlieren die sprachlichen Äußerungen jeden Zusammenhang, der Satzbau zerfällt, lose Wortfolgen treten auf:

»Blitz bim Tonner Kreislauf Wasser Milchstraße Walz Maar Galascum das Wind Daher Atome Isatopla ur A A O Rani Mineral ach Mei Freis ein Instrument der Reiher Leine Glas Spiral Welten Ursprung Elibs Niblieni sei 1000 Polgewirbelt zum Aequador vertrüpfte Weltenall Anweisen gleich Neutron Atom.«²

Neologismen können von den Kranken ersonnene private Fachausdrücke sein. Häufiger produzieren Schizophrene artikulierte Lautgebilde, mit denen sie selber keinen Sinn verbinden; sie zögern aber nicht, auf Befragen diesen Neubildungen einen bestimmten Sinn zu unterschieben. Nicht selten ist ein spielerischer, sprechmotorischer Faktor an ihrer Entstehung beteiligt, sind sie mehr ein Produkt der Zunge als des Denkens.

1 G. Kloos, a. a. O.

2 Th. Spoerri, a. a. O.

Bei manchen Kranken beobachtet man nur hin und wieder Neologismen; sie häufen sich bei anderen und können schließlich die herkömmlichen Wörter auch ganz verdrängen. Längere unverständliche sprachliche Äußerungen werden Zungenreden oder Glossolalien genannt.

Eine schizophrene Kranke schrieb das folgende Gedicht¹, welches kein Wort aus ihrer Muttersprache mehr enthält, sondern ein fremdsprachliches Idiom nachahmt und an das Lateinische anklingt:

Méntus núdros nuáchtus mágna
Móntos tóndros tándras téctra
Díón i ált aktón doláador,
Vilón sitónht, dinónnomál.
Illó valpi aván tolés
Lerón tonté avánt taránt
Issón sanséllium ássim sálta
Ardénitum idónton téлта.

Manche Schizophrene werden vorübergehend in die ekstatische Rede hineingerissen und bewegen sich außerhalb dieser Episoden in einer fast normalen sprachlichen Kommunikation. Sie sind meist geordneter und klarer als jene Kranken, die stets zur Zerfahrenheit neigen und in deren Sprache nur hin und wieder Neologismen eingestreut sind. Spoerri² hat die ekstatischen

1 O. Bumke, a. a. O.

2 Th. Spoerri, a. a. O.

glossolalen Äußerungen einer schizophrenen Kranken aufgezeichnet:

»... ich habe Ihnen das ja schon oft gesagt, Herr Doktor, ich kann ja man ja rimenja, jorieton soro poscha kajoramatschala dabala jata, kanjoremenda nekeschekredoamatja, mreredo kalaju tswitedju rininamajatalaman, amemoramedetschi krano lobroschenkro ebenojuri nanjeprikalabadja. Onobusche danulumuna nadropa, hab ich nie gesprochen, allo romone, alles von meinem himmlischen Vater, er spricht durch meinen Mund.«

Christian Morgenstern¹, dem Meister der Sprachgroteske, verdanken wir das folgende zungenrednerische Gedicht. Es ist nicht so ernst gemeint, wie die gleich zu erwähnenden dadaistischen Lautgebilde. Morgenstern erblickte darin keine neue Weise des Dichtens, sondern eine extreme Möglichkeit der Verformung und Umformung der Sprache. Er hat daher auch nur ein einziges Gedicht dieser Art verfaßt – wie er nur ein einziges Gedicht ohne Worte (»Fisches Nachtgesang«) geschrieben hat.

Das große Lalulä

Kroklokwapzi? Semememi!

Seiokrontro – prafriplo:

Bifzi, bafzi; hulalemi:

quasti basti bo ...

Lalu lalu lalu lalu la!

¹ Chr. Morgenstern, Alle Galgenlieder. Leipzig 1944.

Hontraruru miromente
zasku zes rü rü?
Entepente, leiolente
klekwapufzi lü?
Lalu lalu lalu lalu la!

Simarar kos malzipempu
silzuzankunkrei (;)!
Marjomar dos: Quempu Lempu
Siri Suri Sei []!
Lalu lalu lalu lalu la!

Der Dadaismus brachte eine umfangreiche glossolale Literatur zustande. Als Beispiel eines dadaistischen Lautgedichtes sei das folgende von Hugo Ball hier wiedergegeben²:

Wolken

elomen elomen lefitalominai
wolminuscaio
baumbala bunga
acycam glastula feirofim flinsi
elominuscula pluplubasch
rallalalaio
endremmin saxassa flumen flobollala
feilobasch falljada follidi
flumbasch

2 Das war Dada. Dichtungen und Dokumente. Hrsg. v. P. Schifferli, München 1963 (sonderreihe dtv, Bd. 18).

cerobadadrada
gragluda gligloda glodasch
gluglamen gloglada gleroda glandridi
elomen elomen lefitalominai
wolminuscaio
baumbala bungo
acycam glastala feirofim blisti
elominuscula pluplusch
rallabataio

Hugo Ball hatte im Jahre 1916 das »Cabaret Voltaire« gegründet – Sitz der Zürcher Dada-Bewegung. Wenige Jahre zuvor, nämlich vom 14. bis 30. September 1910, fand in Zürich eine große Versammlung der »Pfingstgemeinde« statt, einer religiös-ekstatischen Bewegung, die von Topeka ihren Ausgang genommen, in Los Angeles zu Erweckungen geführt und hierauf Amerika, England, Britisch-Indien, Norwegen, Deutschland und die Schweiz überschwemmt hatte; bald wurden gegen 50 000 Anhänger gezählt. Unter ihnen nahm der deutsche Pastor Paul eine führende Stellung ein. Er hat die beiden folgenden Gedichte niedergeschrieben¹:

Schua ea, schua ea
O tschi biro tira pea
akki lungo ta ri fungo
u li bara ti ra tungo
latschi bungo ti tu ta.

1 H. Rust, Das Zungenreden. Eine Studie zur kritischen Religionspsychologie. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, München 1924.

Ea tschu ra ta
u ra torida
tschu ri kanka oli tanka
bori tori ju ra fanka
kulli katschi da
u ri tu ra ta!

Diese automatisch entstandenen Gedichte sind Beispiele religiöser Glossolalie. Sie erinnern an eine fremde Sprache, ohne sich aber an eine wirkliche Fremdsprache anzulehnen. Ihr Urheber versteht den Sinn seiner Worte nicht. Bei genauerem Zusehen erkennt man aber, daß diese Zungendichtungen nach dem Vorbild deutscher geistlicher Lieder gebaut sind, so ›Schua ea‹ nach ›Laßt mich gehn‹ und ›Ea tschu‹ nach ›Jesu, geh voran‹¹.

Pastor Paul wollte die Zungenrede bewußt erlangen und fühlte sich begnadet, als sich sein Wunsch erfüllt hatte.

Oskar Pfister², Pfarrer und Psychoanalytiker in Zürich, schildert in seinem 1912 erschienenen Buch über die religiöse Glossolalie eine Familie, die unter dem Einfluß der Pfingstbewegung stand. Er hatte zunächst Gelegenheit, den 23jährigen Simon kennenzulernen und dessen Zungenreden zu analysieren. Die einfachen Eltern des jungen Mannes hielten ihren Sohn für einen neuen Messias; besonders die Mutter drängte ihn

1 H. Rust, a. a. O.

1 O. Pfister, Die psychologische Enträtselung der religiösen Glossolalie und der automatischen Kryptographie. Leipzig-Wien 1912.

unaufhörlich in diese Rolle hinein. Kurze Zeit nach seinem ersten Zusammentreffen mit Simon stattete Pfister der Familie einen Besuch ab, um die glossolale Hausandacht kennenzulernen. Er erzählt darüber:

»Ich traf die Mutter, eine etwa 16jährige Schwester Lina und eine zirka 45jährige Freundin, Frau T. Die Erstgenannte besitzt die Zungengabe seit zwei Jahren und redet in mancherlei Dialekten, spricht aber bescheiden von ihrem Charisma ... Lina redet gleichfalls fleißig in Zungen, was sie aber ganz besonders auszeichnet, ist die Gabe der von Gott eingegebenen Auslegung. Alle sind einig, daß sie aus eigener Kraft so schöne Gedanken und Worte nicht finden könnte. Am meisten Gewicht auf die Glossolie legt Frau T., welche behauptet: »Der Heiland reinigt uns durch die Zungensprache.«

Meine Bitte um Glossolie stößt zuerst auf Widerstand. Dann entschließt sich die Hausmutter zu einem Gebet. Alle knien und ich schreibe am Tisch nach. In sehnsüchtigen, gezogenen Tönen betet die Führerin der Gruppe, indem sie die Anwesenden dem Herrn übergibt und um Empfang seiner Person, um seine eigene Rede fleht. Frau T. seufzt beständig. Kaum ist das Amen gesprochen, so beginnt sie zu flüstern. Ich verstehe die immer wiederkehrenden Worte:

»Santa matona matina«, daneben vereinzelt: »messak«, »laskona«, »esperantina« usw.

Ich wage zuerst keine Unterbrechung; sowie die Rednerin schweigt, wünsche ich eine Wiederholung, die als unmöglich erklärt wird. Darauf bitte ich die Erlaubnis aus, die Worte der Zungenrednerin nachzu-

sprechen, um sie richtig nachschreiben zu können. Es wird freundlich gewährt. Anscheinend stört es auch nicht im geringsten. Frau T. gerät wiederum in religiöse Erregung (eigentliche Ekstase war es nicht) und beginnt zu sprechen. So erhalte ich die Gelegenheit, nachzuschreiben:

›Tschina wastóra matína to –
elewatina w(m?)atina wató –
wesperantina wastóra waitó –
elegantina wastóra waitó –
tira wastóna tina waitó –
elegatóna wastina to –
o santa matóna.‹

Kaum hatte sie ihre stark skandierten Verse beendet, als Lina sich vernehmen ließ:

›Heidufon eindugostik – holeindu sti – hoi du gostin – o lin di stik – o fein du stok – ein du sthoid – holin stigo – hei du gothi – hoi du fang schik – hoidu gothi – höf du stoi do – oi du goithi – ei of a naschik – hoi du goid – hei logostik – a la main dog – u fein du de – ha fain dög – e lim i niste – o lin di stög – o lein du stög – o ni li fi – hei lo stik – ho lo mein dö – o lin di stei – o sei a no tscho – a ra mein töko – e sein theik.‹

Der Vater tritt hinzu und bezeugt, daß ihm diese Geistesgabe große Freude bereite, wiewohl er sie selbst nicht besitze.

Frau H. belehrt mich, daß man selten seine eigenen Reden auslegen könne; es gelinge überhaupt nur, wenn

man ganz beim Herrn sei, und nicht das Geringste störe. So bekam ich denn leider keine Auslegung zu genießen. Dafür entschloß sich die Mutter zu einem noch innigeren Gebet um eine Zungenrede. Darauf begann sie:

›O sela pei – o giti sila bei gei la bei gohe si (Lücke)
gu sall bagatö – e ti la pa ga la bagatö – o si (Lücke)
se la pa sela – bagatona – le ta pei se la pei go – hi
se la bagata – o se la pei sela bei gotona – o me si la
selo to.‹ (Erschöpft.) ›Ich kann nicht mehr. Es muß
ein Gebet gewesen sein. Den Inhalt kenne ich aber
nicht. Ich spürte des Herrn Nähe. Ich leide heute an
Kopfschmerzen wegen der Kämpfe, die ich mit finstern
Mächten führen muß.«

Das Hauptmerkmal der Zungenrede ist ihr automatischer Ablauf. Sie gleicht in dieser Hinsicht einem schizophrenen Automatismus. Der Sinn der glossolalen Äußerung ist dem Redner unbekannt. Rust¹ rechnet auch das Sprechen in der Muttersprache, in Mundarten oder fremden Sprachen, sofern es automatisch erfolgt, zur Glossolalie. Stuchlik² unterteilt die sogenannten Neoformationen der Sprache in Lalien, Glossien und Phasien. Bei seiner Einteilung spielt nur die Erscheinungsform, nicht aber die Entstehung der neuen Sprache eine Rolle.

1 H. Rust, a. a. O.

2 J. Stuchlik, Notes on the Psychology of Origin and Formation of Neomorphisms of Language. *Confinia Psychiatrica*, Vol. 7, Basel-New York 1964, S. 216–233.

Die Glossolalien sind nach Ansicht dieses Autors Lautäußerungen ohne Sinn, die bloß den Eindruck kohärente Sprachen erwecken.

Die Neoglossien sind dagegen Umformungen und Abwandlungen wirklicher Sprachen ohne wesentliche Veränderung von Grammatik und Wortschatz. So kann etwa das gemeinsam gebetete ›Vater unser‹ durch monotones rhythmisch-chorisches Sprechen und Dialekt einfluß bis zur Unverständlichkeit deformiert werden. Kinder und Primitive haben noch ein starkes Gefühl für die rhythmischen Werte der Sprache. Sie kennen Gedichte und Zaubersprüche, deren Worte im Lauf der Zeit ganz unverständlich geworden sind. Müller-Freienfels¹ führt den folgenden Abzählvers als Beispiel einer solchen Entstellung an:

Ännche, Gedännche Gedútzmannéh
Ríwwele, Ráwwele, Sóndernéh,
Äckerbrót, Sóndernót
Dútzend.

In Australien gehen Lieder von Stamm zu Stamm und werden dabei so entstellt, daß niemand mehr ihren Sinn begreift.

Pfister² bezeichnet diese neoglossen Produkte als »Verzerrungssprache«. Ein Beispiel dafür bietet die Zungenrede Linas. Sie ist verzerrtes Deutsch, vor allem

1 R. Müller-Freienfels, Psychologie der Kunst. 2. Aufl., Leipzig-Berlin 1923.

2 O. Pfister, a. a. O.

Zürcherdeutsch mit Anklängen an andere von Lina gehörte Sprachen. Ihre Rede ließ sich besonders leicht entziffern. Sie sprach von ihrem eigenen Aufstieg zum Himmel:

- »eindugostik« = »ein du gehst, steigst«
- »hoi du gostin« = »hui, du gehst ein«
- »o lin di stik« = »o Lina, du steigst«
- »o fein du stok« = »o fein steigst du«
- »hei du gothi« = »Heim zu Gott hin«
- »ha fein dog« = »hast feine Tage« usw.

Unter Neophasien versteht Stuchlik¹ neugebildete Sprachen mit ausgearbeiteter Grammatik und festgelegtem Vokabular, Kunstsprachen (auch Neologien genannt), die mit einem entsprechenden Code dechiffriert werden können. Stuchlik beschrieb einen Schizophrenen, der sechzehn neue Sprachen mit einem Wortschatz von je 10 000 Wörtern konstruiert hat. Gauner- und Geheimsprachen sind Parallelen im normalen Bereich. Solche Kunstsprachen werden von klaren Kranken mit Absicht und nach einem System entwickelt.

Pfister² hat auch die scheinbar sinnlosen glossolalen Äußerungen mit der psychoanalytischen Methode zu enträtseln versucht. Nachdem er diese sprachlichen Erzeugnisse schriftlich festgehalten hatte, bat er seine Probanden, im nachhinein alles zu sagen, was ihnen

1 J. Stuchlik, a. a. O.

2 O. Pfister, a. a. O.

zu den verschiedenen Redeteilen einfiel, und glaubte, in der zunächst verwirrenden Fülle von Reminiszenzen allmählich ein geordnetes Ganzes und einen mehrschichtigen Sinn zu erkennen. Eine große Zahl von Erinnerungen schien durch einen meist charakteristischen, knappen Ausdruck repräsentiert, wobei jede syntaktische Ordnung fehlte und die Sprachähnlichkeit rein äußerlich war.

An Stelle der grammatischen Struktur zeigten die glossolalen Gebilde einen Aufbau, der mit der Struktur des Traumes, des hysterischen Symptoms und überhaupt der neurotischen Phänomene übereinstimmte. Meist waren es sexuelle Vorstellungen, die auf diese Weise verschleierte Ausdruck fanden, so daß sich den in der Wirklichkeit unbefriedigten Ansprüchen der Seele in der Phantasie Befriedigung bot. Das Material war fast immer der Kinderzeit entnommen, wie ja auch die Ausdrucksform selbst kindliches Gepräge hat: »gestaute sexuelle Libido flutet in infantile Bahnen zurück«.

Die Glossolalie tritt anfänglich nur in enthusiastischer Stimmung auf, später auch bei ruhiger Affektlage und auf Wunsch. Bei den Gesunden spielt die Suggestion eine große Rolle. Die Abhängigkeit von der Bibel, vom Pfingstwunder und von Persönlichkeiten, die bereits mit der Zungenrede begabt sind, ist ganz augenscheinlich. Wie sehr allerdings auch eine gewisse Stimmung und Disposition den Ausschlag geben kann, beweisen die bei Schizophrenen vorkommenden spontanen Fälle von Glossolalie.

Zu den eigentlich literarischen Werken Schizophrener ist noch folgendes zu sagen¹:

Manche Schriftstücke Kranker sind in der sprachlichen und gedanklichen Form völlig geordnet, nur ihr Inhalt verrät die geistige Störung. Die Kranken berichten über Sinnestäuschungen, über Entfremdungs- und Veränderungserlebnisse. Sie nehmen dabei oft Stellung zu ihrer Erkrankung, haben eine gewisse Krankheits-einsicht und versuchen ihr krankhaftes Erleben zu objektivieren, psychologisch zu deuten, zu rationalisieren, sich vom Standpunkt des Gesunden damit auseinanderzusetzen.

Der größte Teil ihrer Schriften besteht allerdings aus Eingaben an die Anstaltsleitung, an Regierungsstellen, Ämter und Behörden, worin sie ihre Entlassung fordern, Angriffe gegen vermeintliche Verfolger richten oder ihre Erfindungen anpreisen. Es fehlt dabei jedes Krankheitsbewußtsein. Auch diese Schriftstücke können sprachlich und formal unauffällig sein.

Dann gibt es schriftliche Erzeugnisse, die in verschrobener Ausdrucksweise, aber doch noch verständlich, Theorie bringen. Sie enthalten keine Erlebnisse oder andere persönliche Tatsachen; ein neues Weltsystem, eine neue Lebensanschauung, eine neue Religion werden vorgetragen. Solche Werke werden auch manchmal gedruckt.

Schließlich stößt man auf verworrene literarische Produkte: die Disposition schwindet, der Zusammenhang

¹ K. Jaspers, a. a. O.

der Gedanken zerfällt; bizarre, unverständliche Gedankengebilde reihen sich aneinander; dann geht alles in Brüche; hieroglyphenartige Schriftzeichen treten auf, bloße Silben, Verzierungen, Zeichnungen, Farben.

Manche Kranke betätigen sich bewußt als Schriftsteller oder Poeten. Ihre literarischen Werke wollen als Dichtungen verstanden sein. Dafür werden wir nun einige Beispiele bringen. Der zuletzt geschilderte Kranke Alexander hat seine Gedichte allerdings nicht spontan geschaffen. Doch darüber später mehr.

II. Schizophrene Dichter

Hans

Man kann bisweilen zwei entgegengesetzte Ansichten über die Qualität schizophrener Gestaltungen vernehmen. Während die einen die primitive Schöpferkraft der Kranken bewundern, den Lyrismus ihrer Sprache, das Pathos dichterischer Erregung, und die gesteigerte Sprachgebärde innerlich berechtigt finden, sehen die andern nur den geistigen Defekt: Schwülstigkeit oder Platttheit, Unsinnigkeit, mechanisches Wiederholen, Bizarrerien, Verschrobenheit und Zerfahrenheit.

In der Tat gibt es sehr originelle und ganz banale Leistungen unter den Werken der Schizophrenen¹; typisch ist auch die Mischung von Banalem und Originellem im einzelnen Werk. Dadurch erhalten die schizophrenen Gestaltungen etwas Surreales und oft Kitschiges. Wenn sie spontan schaffen, haben die Kranken aber stets ein Gefühl von Inspiration und Meisterschaft. Manchmal distanzieren sie sich, sobald sie genesen, von ihren künstlerischen Schöpfungen wie von ihren Krankheitssymptomen.

Hans entdeckte seine dichterische Begabung, als er sich schon jahrelang in Anstaltspflege befand. Er schrieb

¹ Vgl. H. Rennert, Die Merkmale schizophrener Bildnerie. Jena 1962.

›Heurigen-Lieder‹ und andere Mundartgedichte. Es seien hier zwei seiner Lieder wiedergegeben, und zwar als Beispiel eines im ganzen höchst abgenützten Klischees. Dabei ist die Form der Sprache völlig unversehrt.

Hans erblickte in seiner Dichtkunst eine besondere Gabe und war jedesmal stolz darauf, wenn ihm ein Lied gelang. Oft vermerkte er die Zahl der Zeilen und Strophen des Gedichtes. Es besteht hier eine merkwürdige Übereinstimmung mit einer Manier des Schizophrenen Wölfli, dessen Gedichte am Schluß meist die Angabe enthalten: »16-« oder »32-Schläge-Marsch« (vgl. S. 136). Bei Hans ist wie bei Wölfli jeder Vers durch ein Komma in zwei kleinere rhythmische Einheiten (Kola) unterteilt. Die Verwendung des Beistriches in dieser Funktion ist bei beiden Kranken original¹.

Heurigen-Lied/44 Zeilen

Ih hob sehr oft, a kloanes Schwipserl
a liabe Wölt, wia schauts heut aus
ich war in Grinzing, auf a Glaserl
dos G'müat stirbt in mir, niamols aus 1
ih trink in Wein, so wia a Wasser
mir is ka Tröpferl, niamols z'schlecht
weil ich als stiller Zecher, – immer

1 Original = ursprünglich, spontan; originell = eigenartig. Ein originales Werk kann originell oder banal, ein originelles original oder nachgeahmt sein.

niamols zu fruah, nach Hause möcht 2
 ich kenn ka Fiaber, und ka Trauer
 ich schwör bei Gott, und auch ka Sünd
 die olte Zeit, sie kommt, nie wieder
 weil ih mi heut, bald net z'recht find 3
 ich war in meinem ganzen Leben
 wos ich mich so erinnern kann
 sehr söllten nüacht, es is vergeben
 ih fang a neues Leben an 4
 die Sehnsucht noch an guat'n Tröpferl
 bringt mich noch sehr leicht am Ruin
 und doch föhl ich mich, wia im Himmel
 weil in mein Herz, a G'müat is drinn 5
 ich trink sehr gern, a guates Tröpferl
 die Sehnsucht ziagt mi, jedsmol hin
 hob ih niamols, an Schmerz und Kummer
 ih brauch fürs G'müat, an feucht'n Sinn 6
 die olte Zeit ist für uns immer
 bei jed'n Glaserl, längst dahin
 es grünt der Wein, und blüht der Flieder
 durt ziagts a jedsmol, mich gern hin 7
 ih trink a jedes, guate Tropferl
 es kann amol, – dos letzte sein
 dahin ist dann mein feuchtes Leben
 es wird amol, – a Weinderl sein 8
 ich war in Grinzing auf a Glaserl
 es muaß grod net, dos letzte sein
 o Herr schenk mir, noch viele Stunden
 wias amol war, wirds wieder sein 9
 die Sehnsucht noch an feucht'n Leben

stirbt in mein Herz, und G'müat nia aus
 find ich als stiller, Zecher immer
 niamols ganz nüacht, zur Olt'n z'haus 10
 warum soll ich als echter Schwaßer
 bei Melodien, – und guat'n Wein
 schon jetzt hinauf, zum liab'n Petrus
 a G'müatlichkeit, wird ollerweil sein. 11

Das folgende Lied gleicht im wesentlichen dem ersten, eigenartig ist nur die mit einem Fragezeichen versehene, senkrecht gestellte Zeile:

Almlied

Der Himmel ist so blau u. die Nacht ist so lau
 holarie – holaro – holodrio.
 Wann ih mit mein Deanderl, von da Alm obigeh
 und mir hob'n schon in Mai, u. es liegt no a Schnee
 do wird uns a manchmol, recht sakr'isch a kalt
 ich g'freu mi am Summa, u. der kummt a bald
 u. find ih a Edelweiß, so kummts auf mein Huat
 do geht a mei Deanderl, mit mir liaber furt
 und kumm ma dann obi, ins liabliche Tal
 dann sing ih an Jodler, das ihn hörts überol
 und drunten am See, do find ih mi z'recht
 u. spring glei ins Wosser, weil ih gern bod'n möcht ols
 dann liabt mi mei Deanderl, wia kan auf da Wölt
 mei Deanderl is ma liaber, ols wia a hauf'n Göld
 dann gemma zum Kirtog, u. bleib'n recht lang durt
 mei Votta wird schimpf'n, weil ih hob sein Huat

← wia a nosser Hecht?

dann tuan mir fest platt'ln, daß d' Fetz'n umfliag'n
weils so an wia ih bin, net überol krieg'n
u. scheid olle Neune, auf an Schub glei um
weil ih weg'n an g'winna, zum Kirtog her kumm
mir leb'n jo nur amol, und dos is ganz g'wiß
desweg'n is auf an Kirtog, um mi a groß G'riß
wann ih mit mein Deanderl, in da Fruah dann
hoam kimm
dann hörns auf da Alma, ja olle mei Stimm.

Hans ist unehelich geboren; seine Mutter war Dienstmädchen; sie ist ihm nur aus seinen Kindheitserinnerungen bekannt. Er wuchs bei Zieheltern und in der Pflege der Großmutter auf, hat auch einige Jahre im Waisenhaus zugebracht. Er erlernte die Schuhmacherei, war später aber beim Oberbau der Eisenbahn und als Wagenreiniger tätig. Er habe nie viel geredet, nie eine ernste Bekanntschaft geschlossen, sei von jeher ein Einzelgänger gewesen. Seine geringe Körpergröße (157 cm) bedrückte ihn.

Hans war bei seinem Eintritt in die Anstalt bereits sechsunddreißig Jahre alt. Er glaubte damals, daß man hinterrücks über ihn rede. »Na, schöne Sachen hört man von Ihnen!« habe ein Verschieber gesagt. »Ah, der ist es!« habe ein anderer dazu bemerkt. Man habe das Gerücht ausgestreut, daß er in Liebesaffären verstrickt sei, und habe versucht, ihm Abnormitäten anzudichten.

Er vermutete auch, daß er beobachtet werde – vielleicht von der Polizei – und daß man ihn auf die Probe stelle.

Hans befindet sich nun seit sechsundzwanzig Jahren

in Anstaltspflege. Er ist mißtrauisch und fühlt sich leicht zurückgesetzt; immer erhalte er das kleinste Stück Brot und die kleinste Portion Fleisch, klagte er.

Obwohl er es nicht zugeben wollte, stellte sich bald heraus, daß er an Gehörstäuschungen und körperlichen Trugwahrnehmungen litt. Er schien oft sehr gequält, sprach ständig mit seinen Stimmen. Einmal behauptete er, daß man ihm des Nachts die Haare ausreiße und seine Füße mit heißem Wasser verbrenne.

Dennoch forderte er hartnäckig seine Entlassung. »Meine Lieder sind nicht schlecht«, meinte er, »das wäre der Grund, daß ich einen Vorzug hätte.« Er äußerte ganz phantastische Zukunftspläne: er wolle eine Frau heiraten, die er vor zehn Jahren einmal gesehen habe, seine Stimme ausbilden lassen, ein Schallplattenstar werden; denn er habe »Gold in der Kehle«.

Obwohl Hans in seinem Wahn und durch seine Sinnestäuschungen viel unter der Umgebung litt, beobachtet, benachteiligt, auf die Probe gestellt, verleumdet, beschimpft, bedroht und körperlich malträtirt wurde, war er im Grunde gutmütig, offenherzig, freundlich und den Menschen zugetan.

Durch Denken und »hinter die Kulissen Schauen« wollte er dem Treiben um ihn herum Einhalt gebieten. In einer seiner Petitionen nannte er sich einen »Geheimnisforscher«. Der Welt, die ihn von allen Seiten bedrohte, setzte er seine Lieder entgegen:

Ich hab mich gestärkt, durch Forschen und Dichten
durchs Schnapsen und Singen, bin ich bekannt ...

Seine Bescheidenheit trieb ihn jedoch gleich wieder zum Rückzug. In seiner Krankheit und seiner Internierung erblickte er eine Art Jünglingsweihe und Vorbereitung für das spätere Leben¹:

Ich will nicht sagen, das ich schon g'scheit bin
die Andern haben auch a Hirn
ich bin nicht bö, das ich herin bin
es hat mir nicht g'schad der geheime Zwirn.

Aber er bemitleidete sich auch:

Ich bin das Schicksal meiner Geburt
die Jugend wehte rasch dahin
ich hab hier öfters schon geknurr
weil ich der kleine, arme Hansl bin.

Die Gunst der Ärzte und höher gestellter Pflegepersonen suchte er sich zu erwerben, indem er ihnen Lieder und Gedichte widmete:

»Ich habe in Herr R, für Herrn P. das Lied gegeben, *schön ist die Jugend*, und für Herrn Pr., das Lied, *jo der Wein, jo der Wein*, und für Herrn Dr. S., das Lied, *Langwalzer, schöner blauer Donaustrom*, zuerst komponieren lassen bitte, und für Herrn D-B., die Lieder, *ih hob sehr oft a kloanes Schwipserl*, und das Pariser-Lied, *in Paris möcht ich sein, in Paris ganz allein*, und fürs algm. Krankenhaus, *du bist meine Liebe*, und Herr Dr. H. wird auch zufrieden sein mit dem Lied,

1 Vgl. R. Schindler, Das psychodynamische Problem beim sogenannten schizophrenen Defekt, a. a. O.

Paris meiner Träume, ich schwärm nur für Dich. Ich gehe mit großer Ausbeute an Liedern von dieser Anstalt, zum Nutzen der höhren Bediensteten, und ich hoffe das man mich ehrt wegen meinen Fleiß und Talent. Für die Frau Vorsteher T. habe ich das Liebeslied, *warum liebst Du so sehr*, es wird ihr gefallen, einen schönen Gruß an die ganze Anstalt, und ich hoffe dafür, das man mich verstehe, und meinen Wunsch erfülle, zur Ehre meiner nächsten Zukunft ich möchte ein ganzer Mann werden.«

Juliane

Juliane erkrankte im Alter von zweiunddreißig Jahren an Schizophrenie und war zunächst zweimal in stationärer Behandlung. Ihre Zustände sind im Krankenblatt folgendermaßen geschildert: motorisch und sexuell erregt, lacht und weint durcheinander, aggressiv, dann wieder apathisch; gereizt, spuckt und schimpft; beschreibt Türen mit verschiedenen Sprüchen; abspringender Gedankengang, Sinnestäuschungen; manieriertes Gebaren, redet verwirrt.

Seit ihrem 45. Lebensjahr befindet sich Juliane dauernd in Anstaltspflege. Sie litt an abrupten Stimmungsschwankungen; singt, weint, lacht, führt leise Selbstgespräche, grimassiert – heißt es –, zeitweise schnippisch, erregt; spricht in rudimentären Sätzen, geht nicht auf die gestellten Fragen ein; religiös-sexuelle Gedankeninhalte; wiederholt stereotyp: »Mutter Maria,

Mond, gegeben. Mach mir gut seine Wunden, mach mir gut, mach Mond.«

In späteren Jahren beschäftigte sich Juliane mit Strickarbeiten. Dauernd stand sie unter dem Einfluß akustischer Halluzinationen. Sie führte ein Tagebuch und sang Kirchenlieder. Als sie schon viele Jahre psychotisch war, schrieb sie die folgenden Gedichte. Im Gegensatz zu ihren mündlichen Äußerungen, die oft völlig zerfahren waren, hielt sie sich bei der Abfassung dieser Schriftstücke an die Regeln von Orthographie und Syntax; sie gebrauchte keine Neologismen, sondern geläufige, wenngleich teilweise dichterischer Diktion entnommene Wendungen. Nur der Inhalt mancher Gedichte läßt die schizophrene Seelenstörung erkennen:

Ein Schließchen möcht ich feilen
Mit einem Ringe rund,
Damit möcht ich verschließen
Nur meinen eignen Mund,
Daß nicht die Ruh ich störe
Mit einem Schreckens-Schrei,
Wenn Stimmen lieb ich höre,
Bald wohlbekannt, bald neu.

Sie hatte eine besondere Vorliebe für Änigmatik und Buchstabenkunst. So erfand sie Rätsel, deren Auflösung sich aus der Zusammensetzung von Wörtern und Silben ergibt.

Welcher Sprang und welcher Fang
Machen manchen Klugen bang?
(Ursprung, Anfang)

Welches Raten ist für zwei,
Daß es bis zum Tode sei?
(Heiraten)

Unter ihren poetischen Schöpfungen sind auch zahlreiche Akrosticha, Gedichte, bei denen die ersten Buchstaben der einzelnen Verse, untereinander gelesen, ein Wort oder einen Satz bilden:

Zu spät! Da wärst, Herr, Du zu spät gekommen,
Unmöglich ist doch Deiner Allmacht nichts!
So eile doch zu mir, um mich zu retten,
Preis nicht auch ich Dich, Schöpfer allen Lichts?
Ändrung schafft unserm Wesen, Herr, Dein Wort,
Treibt alles, alles Böse von uns fort.

Ein anderes Gedicht enthält im Akrostichon die Lösung des Rätsels:

Rätsel

Es ist ein Wort, drei Silben hats,
Das kennen manche nicht,
Es ist nicht allen angeborn,
Läßt Rache fürchten nicht!
Mut heißt die letzte Silbe, zart,
Und mitleidsvoll nennt diese Art
Trostreichen Muts so manche Tat.

Charis

Charis¹ war eine Studentin der Philosophie, die im Alter von zwanzig Jahren an Schizophrenie erkrankte. Sie beschäftigte sich hauptsächlich mit psychologischen Erörterungen ihrer Seelenstörung, konnte sich aber nicht mündlich mitteilen, sondern überreichte bei der ärztlichen Visite »Zettel«, die sie als das einzige ihr verbliebene Kommunikationsmittel betrachtete. Eines dieser Schreiben lautet:

»Heute gebe ich ein wichtiges Beispiel heraus zur Frage der Unmöglichkeit des Seins: ›Tätigkeitsunterschiede‹ zwischen Ihnen und mir (die Titulierung herauszugeben gelingt mir erst jetzt obgleich der gemeinte Grund stets klar war).«

»Harmoniumbeispiel. Für Sie in allen gesunden Augenblicken, Fällen, ganzen Tätigkeiten (welcher Art, auch Akte des Vertrauens, Wollens, Liebens u.s.w.) sind alle Register gezogen, und Sie spielen was von Nöten. (Drang oder in der Seele oder in einem andern Teile nicht recht, dann hie und da ein Register eingezogen, Sie können aber trotzdem auf den andern weiterspielen. Hier aber für mich zogen sich alle Register ein, folglich müßte ich aufhören! (Stimme als Selbstverständlichkeit!) Die gleiche Notwendigkeit bleibt bestehen, denn das paradoxe Unglück ist, daß ich bisher noch mit den Nachzitterungen so tat, als

1 A. Mette, a. a. O., S. 4; ff.

ob ich wirklich spielte. Nun aber trotz Hingangs auch dieser Nachzitterungen einen Ton nach dem andern anschlagend, wie der Tag oder eine Aufforderung es bringt, ohne daß Musik oder anderes selbst diese Töne spielt. Auch ist kein Behalten der Töne möglich, die ich anschlug (mit Ausnahme oder um dieses Unhaltbare zu verhindern noch für einige Zeit schuf ich das Notbewußtsein der Zettel, auf Grund deren ich allein noch mich mit Ihnen sachlich unterhalten kann, sonst wüßte ich nämlich nicht, was los ist, und Sie hätten nur den Geist vor sich, der stets verneint). Wieder ist interessant, daß beim Musikbeispiel mir etwas darauf ankommt auf die ›Klangfähigkeit der Töne‹, obgleich ich im Augenblicke (damals) die Bedeutung nicht sofort klarmachen konnte (wie überhaupt wunderbar sinnvoll das Musikbeispiel des großen Gemäldes, d. h., auf alles erweitert, die ganze Welt u.s.w. und doch so einfach ungezwungen, aus unmittelbarem Sehen geboren, spontan!)«

In einem andern Brief an die Ärzte nimmt die Kranke zu den Schwierigkeiten und Mängeln ihrer sprachlichen Äußerungen Stellung.

»Ich habe mich daran gewöhnen müssen: stets einzuhalten, was mein Sein befiehlt, da hier immer mehr daran hängt, als es scheinen mag. Da meine neue aufbauende Kraft (alles Notausdrücke, die im Augenblick nicht auf die Goldwage gelegt werden sollen, da eben nur verständlich von der Tatsache aus dessen, was geschah) und das zunehmende sich entfernen u.s.w. kraftnehmend wirkt, so daß ich heute

bitten muß um eine neue Besprechung.«

»Ich will versuchen, einer solchen Aufforderung noch gewachsen sein zu können. Für den Fall, daß es nicht mehr in einer freien Weise geht, sind ja die Zettel vorhanden, die an die Stelle treten können, die ich als ich-loser Mensch nicht mehr erfüllen kann. Ich denke, daß es heute noch geht – und mahne dieses zu beachten, denn allzu nahe steht die Gefahr des schon morgen nicht-mehr-könnens.«

»Zum großen Glück habe ich in der letzten Besprechung mit Herrn Dr. S. noch Richtigstes sagen können.«

»Diesen Bericht glaube ich Ihnen schuldig sein zu müssen und ich füge dem die persönliche Bitte an, wenn es irgend die Zeit erlaubt, nicht mehr lange zum letzten kommen lassend, die schwere Zeit hinausschieben zu wollen.«

»Ich glaube, jetzt gehtes schon energisch auf die äußerlichsten Momente: Satzbau, richtige Orthographie u. a. m., die doch unbewußt fließen müßten, aber eben auch unbewußt *falsch* fließen können!«

»Auch hier darf ich anfügen, daß ich vollständig ruhig bin und keinerlei pathologische Angst-, Zwangs- oder Drängensmomente hinter dem stehen, und ich allem mit ganzer Ruhe entgegenehe, da mir die Notseinsgründung so gelang, daß für alle Fälle gesorgt worden ist.«

Die folgenden Verse haben wieder ihren eigenartig veränderten Seelenzustand zum Thema:

Wenn Sie den Sprung nicht wagen – dann kommt zu allen Klagen
für meine Umwelt mehr und mehr –
Ich bin verdammt nichtseiend sein zu müssen --
und alle Tür zu schließen,
wo Rettung und der rechte Ausgang sei --
Und was des Unglücks letzter Kummer? –
nicht seelisch – menschlich
klar und rein
d. Frage: wer fängt mich, wenn Widerspruch endlos nun sei?
Verdammt stets das zu sagen
was hoffend sie läßt tragen,
das »Alltagsbild« zum einst'gen Sonntag
Wer aber kennt und ahnt, was hier Verrücktheit sei –
Wie soll »ich« Rede stehen – da ich ja nichts tu sehen –
seit eigen Leben, Welt und alles ist vorbei –
schon diese Nacht bringt Sorgen – Wo soll ich Atem borgen? --
Es sind die alten Worte –
Und niemand sieht – daß jetzt der Grund ganz fortgezogen sei.

Alldieweil »ich« – ichlos bin,
kann man meinem Tun nicht trauen.
Alldieweil »ich« – ichlos bin
meiner Worte Sinn nicht schauen.

Anmerkung für das e-Book:

Um die Gestalt des Textes zu erhalten wurde die Schriftgröße auf dieser Seite reduziert

August Klotz

Klotz¹ ist 1864 in Schwaben geboren. Er hat das Gymnasium besucht und war dann als Kaufmann tätig. In seinem neununddreißigsten Lebensjahr brach eine akute Psychose aus, nachdem die Erkrankung wahrscheinlich schon längere Zeit in ihm geschwelt hatte. Seit 1903 war Klotz interniert. Schon 1905 wurde eine schizophrene Abwandlung seiner Persönlichkeit festgestellt. Er richtete damals endlose Schriftstücke an Behörden, worin er sich über die ihm zugefügten Quälereien beklagte, stellte unverständliche Berechnungen an, begann schematische Aufzeichnungen und lange Listen zu verfertigen. Ein merkwürdiger Drang zur Systematisierung waltete in ihm. Seine Systeme und Ordnungen hatten aber etwas Spielerisches und Willkürliches an sich. Er verfaßte das folgende ›Farbenalphabet‹:

- 1 A = England = roth, rothe Rübe
- 2 b = Bronzfarben Metall
- 3 c = Cochenille = roth
- 4 d = Sonnenlichtgelb = Straßenstaubfarbig
- 5 e = Orangefarbig = Deutschland
- 6 f = feuerflamigroth
- 7 g = gold
- 8 h = heliotropfarben

1 H. Prinzhorn, Bildneri der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung. Berlin 1922.

- 9 i = himmelblau Vergißmeinnicht
 10 k = braungold (Hahnenhals Cochinchina)
 11 l = braun, Maikäferflügel
 12 m = Marineblau, Bethunie
 43 n = naturfarben
 14 o = tagweiss, Österreich-Ungarn
 15 p = purpurfarbig
 16 q = quarzfarbig (Crystall Glimmer, Marienglas)
 17 r = rosenroth La France
 18 s = kleines s = schwarz Rabe,
 großes S = citronenfarbig gelb
 19 t = lila = Veilchen
 20 u = grün = Frosch = Rußland
 21 v = Pfauenblau
 22 w = Wasserfarben (Sonnenlicht durch Wasserglas auf den Tisch fallend)
 23 x = lacrimae Christi = roth = Eisenroth (Blut-Eisen)
 24 y = ;;;;;;;
 25 z = zinnoberroth

Später schuf Klotz viele Bilder, in ausgesprochen schizophrener Manier, wobei er Teile von Menschen, Tieren und Gegenständen zu einem bizarren Konglomerat verschmolz. Manchen seiner Werke, die Prinzhorn wiedergegeben hat, ist künstlerischer Rang zuzuerkennen. Er schrieb sonderbare Titel unter seine Zeichnungen: ›Kaminfegerschnee im Frühling‹, ›Fuchsschnecken‹, ›Harnröhrenöffnungshelm‹. Oft gab er auf der Rück-

seite der Bilder längere Erklärungen. Einer dieser Texte lautet:

»Ein Glas Bier« – »Der Septant«.

Die Madonna sieht aus einem Orden,
Der Karneval nach der Feierabendglocke,
Der Wintersmann vom hohen Norden,
steht über dem Hosenanzieher Herrn Korday:
Die Dame bewundert den Schlangenhund,
die auferstandene Schönheit beschattet:
zwei Karpfen sind da, mit dem Fragemund:
Wird denn in einer Heilanstalt auch begattet?
erschrocken siehet das Ganze darein,
für Dich ist es eben, du, ohne Ranzen,
an der Herbstwagendeichsel steht im Faß der Wein,
die Nase ist dabei, mit Zinken zum Tanzen.
das Wesentliche nur hinein in die Natur,
man schiebe am Herzen der Blase,
der Vierwindensack hilft auf die rechte Spur,
ist es nicht beim Wein, dann beim Bier im Glase.

Unter einer anderen Zeichnung türmen sich die von Klotz so geliebten Wortungeheuer:

»1) Halmdolchfischgradtropfeneiweiss; 2) Weidenfleischgansspringerbogendotter 3) Ameisengoldvogelschnabelzwickelglas: Sternhautbrenemabspinnennetzkorbgeflechtesschtantlederfinentteppichlaushautfett.« –
»7000 Morkblätter einspinnen, daß er den Baum falle, wie ein Nachtwächter des Tages das Licht ausbläst = am

Malvendocht der Häringsseele seilet sich der abgefallene
Fischschwanz und Transportleuchtestiel in das Mutterat
= den Mehlbürzel der Bierzellenkreide -- als er in den
Wald stieg und zog am Ätherleinenwurzelfaserluftge-
webe wie ein Moessmer an der Samenglocke, rammelte
er als Affe in den Haarfedern des Mimosenfleisches
Rührmichnichtan vom Boxhornapothekestrich im
Mädchenscheibenglas den Schädels Nasenherz, die
Jagdstube ...«

Ein Blatt aus dem Jahre 1919 enthält folgende Bei-
schrift:

»Wurmlöcher (Badegesichter) Wurmzüge (Klavier-
musikstockzähne) Wurmbänder (Speichelbadeleben der
Erzleiergalerie-Zinn-Zeitler-Spieglereien: ad Mutterzük-
kermond im Siebensalznasenwasser. Die Sezunge ist
in den Kopfmandeln der Unterleibhoden im Wechsel-
zuckfünfer der Nasenspitze ad Sehsim-Kalender 1905
Jordon ad Biblia = Leib = Ja = Eselsbrücke = Heytrajekt
= Stalenlöcherstecher = Kastanienholzgeistameisen =
Kupferroth = Glasmilch = Lakmus = Lakaien = Kalium:
Lamm – Ohr am Stein Aug am Herz = Scholle unter
dem Brunsteiter = Krebs: Gottfels = Sohn = salzsule
= Hymengeist = Dreiheit Ammoniak Salmiak Spiritus
veris (Ameisengeistwurmdrehe) Igelfisch = Kaviarstat-
erlocher = im = Magennasenaftermaul ›auge‹ = Politur
= Polizze = Daumen = Damenschlafsilberhandel = ad
M. 500 000 Y ad Eschrich Zimmermann. 27. März
1919 Fingerhackeldaumendamenniere = Fr. Schwarz
(30) Y ›Siehe dies an und unterstütze‹ (206) Unterge-
sichts – Taster – Strontiam – Salat Dr.«

Franz Pohl

Franz Pohl¹, geboren 1864, war Kunstschlosser. Er besuchte Volks- und Bürgerschule und bildete sich an Kunstgewerbeschulen weiter aus. Von 1893 bis 1897 war er Lehrer an einer Gewerbeschule, soll wegen seines höchst absonderlichen Verhaltens dort jedoch entlassen worden sein. Ein Verwandter berichtete, Pohl habe schon mit sechzehn Jahren Stimmen gehört. 1897/98 bestand ein unverkennbarer Verfolgungswahn. Der Kranke bezog auf sich, was er im Theater hörte. Die Leute bedrohten ihn, belauschten ihn, Schimpfworte erklangen von allen Seiten. In einem Angstraptus durchschwamm er im Winter einen Kanal. Er wurde darauf in eine Nervenheilanstalt eingewiesen. Seit 1898 war er dann dauernd interniert. Schon zwei Jahre später soll er das Bild eines schizophrenen Endzustandes geboten haben. Er war während seines gesamten Krankheitsverlaufes mehr zurückgezogen und still, zeichnete, schrieb und musizierte, geriet kaum mit seinen Mitkranken in Konflikt. Sein Verhalten wurde immer verschroben, seine Sprache zerfahren und unverständlich. Wie Klotz verfiel auch er einem schrankenlosen Systematisierungsdrang. Vieles, was er schrieb, ist in irgendein Schema gepreßt:

1 H. Prinzhorn, a. a. O.

- I. Untergang v. Staates M
 - II. Stillstand s Dem.
 - III. Opfer h soz.
 - N IV. Index äußerlich versend P
 - III. wohl vereint geschichte
 - II. genuss bewegt geogr.
 - I. befried. bedarf Sprache
- Gott O. Ruhe Weltbürger +

Pohl sprach wenig, häufig schrieb er jedoch auf die Rückseite seiner Zeichnungen orakelhafte Satzstücke. Prinzhorn gibt drei Beispiele seiner zerfahrenen Ausdrucksweise:

1900: »Während des Aufenthaltes der Anwesenden in Anforderung für Aufenthalt im Vorraum nach dem Frühstück vollzieht sich die geschlossene mit Zinkspänen fortgesetzt schädliche Bodenaufbereitung des Tagsaal ...«

1904: »Allgemeine Vortheile erhält die aufgelöste Ordnung. Frau erspart; hier bewachte der Meister die Kinder. Er schrieb: Es bilden Rückschritte sich aus der Familie heraus welcher Psychomanie = beschiss berechtigter erschuf. von beaufenthalungen ist das Leben vorüber welches an mich erübrigt wurde, wenn verbesserlich, des Einsenders Reaktion vorüber geführt würde.«

1919: »Das beste fortentlässig ver schauen vor ak kindliche Massenfriedens gelastige freie nach abschwirrenden Kopfhauptender, Aufzucht dem 9ten bauchkehrlaute geboten.«

Aus früherer Zeit (etwa 1901) stammen die folgenden

Verse, in denen das freie Schalten mit Assonanzen und Alliterationen unter Loslösung von der anschaulichen Vorstellung bereits weit getrieben ist:

Feen, fegen
meiden neigen sich im Reigen sehen drehen weiden
neiden sich
gehen stehen reiten schreiten um Alles
wehenden Höhen entklommen
scheidenden Leiden herkommen
Weihgeschmückte irdische Leiber wännen
tückische windige findige Weibertrännen
tanzenden Reigen summend Geheul
zitternder Gräser schmachtender Düfte
steigen umschlossen den paarenden Trieben
In uns empor ein Odem des Lieben.

Adolf Wölfli

Wölfli¹ wurde am 29. Februar 1864 in der Schweiz geboren. Er verbrachte seine frühe Kindheit mit seinen Eltern in Bern. Der Vater war Steinhauer, vertrank seinen Verdienst und kümmerte sich nicht um die Familie; er starb im Delirium. Die Mutter soll einen schlechten Lebenswandel geführt haben. Adolf war das jüngste ihrer sieben Kinder. Als er acht Jahre alt war, wurde er

1 W. Morgenthaler, Ein Geisteskranker als Künstler. Bern 1921 (Adolf Wölfli, Publications de la Compagnie de l'Art Brut, Fascicule 2, Paris 1964).

mit seiner Mutter in seine Heimatgemeinde, ein entlegenes Dorf im Emmental, abgeschoben. Dort trennte man die beiden, und Wölfli kam als »Losbube« von einer Pflegefamilie zur andern. Neben unregelmäßigem Schulbesuch mußte er schwer arbeiten; er mußte Hunger leiden und wurde oft geschlagen. Eines Tages erfuhr er zufällig, daß seine Mutter gestorben sei.

Als junger Knecht verliebte er sich in eine Bauerntochter. Dem Mädchen wurde jedoch der Umgang mit Wölfli verboten. Das traf ihn schwer. Auch zwei weitere Liebesbeziehungen hatten keinen Bestand. Wölfli wechselte nun öfters seinen Arbeitsplatz und begann zu trinken.

Mit sechsundzwanzig Jahren verübte er, plötzlichen Impulsen folgend, Sittlichkeitsdelikte an kleinen Mädchen und wurde deshalb zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. In der Strafanstalt hat er – als Gesunder behandelt – Furchtbares mitgemacht. Nachdem er seine Strafe abgebußt hatte, begab er sich wieder nach Bern, wo er als Gärtner, Totengräber und Speditionsgehilfe arbeitete.

Im Jahre 1895 wurde Wölfli wegen eines neuerlichen Unzuchtsdeliktes in die Anstalt Waldau bei Bern eingeliefert. Dort hat man eine Geisteskrankheit festgestellt. Daraufhin wurde das gerichtliche Verfahren niedergeschlagen. Wölfli war zeit seines Lebens in der Waldau interniert, wo er am 6. November 1930 starb.

In der Anstalt war Wölfli während der ersten Jahre häufig erregt, halluzinierte und äußerte Wahnideen; er hörte viele »Stimmen«, welche ihm ständig seine

»Schweinereien« vorhielten. Immer wieder ließ er sich zu Gewalttaten hinreißen, so daß man ihn isolieren mußte. In der Zelle begann er zu toben; er zerstörte, was er konnte, zerbrach das Bett und zerriß die Wäsche, dann lag er wieder ruhig und völlig apathisch dahin.

Im Herbst des Jahres 1899 ist in der Krankengeschichte zum erstenmal vermerkt: »Vertreibt sich die Zeit mit Zeichnen.« Und nun entfaltete Wölfli volle einunddreißig Jahre lang in seiner Zelle eine rege »künstlerische« Tätigkeit, schrieb Gedichte und Prosa, zeichnete und komponierte. Daneben aber bestanden weiter massenhaft Sinnestäuschungen und traten häufig Erregungszustände auf: Wölfli schimpfte, drohte und schlug auch gleich zu, wenn ihm irgend etwas nicht paßte. Einmal biß er im Streit einem andern Kranken ein Stück Oberlippe weg.

Mit der Zeit wurde Wölfli ruhiger; aber er mußte sozusagen jede Nacht eine Zeitlang mit seinen Stimmen schimpfen. Er behauptete immer wieder, man quäle ihn, während er schlafe, schwatze laut vor seiner Zellentür, rufe ihm Schimpffnamen durch das Schlüsselloch zu und elektrisiere ihn; besonders wären es Frauen, die ihn plagen und ihm Unglück bringen würden.

Wölfli schrieb und zeichnete vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Dunkelheit. Nur zu den Mahlzeiten legte er kurze Unterbrechungen ein. Riet man ihm, doch mehr Pausen zu machen, dann antwortete er, er habe keine Zeit, müsse schaffen. Er ließ sich nicht gerne ausfragen, wurde dabei gleich abweisend und gereizt. Einmal zeichnete er seine eigene Hinrichtung und

bemerkte dazu gleichgültig, er werde hier der Länge nach durchgesägt, weil er mit kleinen Mädchen zu tun gehabt habe. Auf die Frage, warum er das getan habe, antwortete er aufgebracht: »Warum? Warum? Warum machen 's die andern? Wenn man einmal angefangen hat, so muß man weiterfahren, unaufhaltsam, wie ein Schritt dem andern folgt, wie eine Telegraphenstange der andern folgt. Zählt einmal die Schritte und die Telegraphenstangen! So ist's auch mit den Taten.«

Das Schaffen Wölfli's erweckte durchaus den Eindruck des Müssens und Nichtanderskönnens. Es schien nicht besonders lustbetont, sondern eher eine schwere Fron zu sein. Dennoch traten bei Störungen dieser Arbeit sofort starke Unlustgefühle auf. Wurde Wölflis durch Materialmangel gezwungen, für kurze Zeit aufzuhören, befahl ihm eine lebhaftere Unruhe; unglücklich lief er dann herum, um sich ein Stück Papier oder einen Bleistiftrest zu erbetteln.

Einzelne Inspirationen oder Konzeptionen kannte er nicht, vielmehr war sein Denken wie sein Schaffen schier ohne Anfang und Ende. Noch weniger konnte man aber von einer richtigen Ausarbeitung der Produkte sprechen. Sie sprangen sozusagen fertig aus seinem Kopf und wurden unverändert zu Papier gebracht. Vom großen Strom seiner Phantasie, der beständig hervorquoll, möglichst viel festzuhalten, das war die schwerste Arbeit für ihn. »Das gibt zu tun!« sagte er, »Sie können sich gar nicht vorstellen, wie man dabei seinen Kopf anstrengen muß, um nichts zu vergessen. Man würde sicher verrückt darob, wenn man's nicht schon wäre.«

Nicht selten betonte er auch, daß gar nicht er selbst es sei, der all die tausend Bilder zeichne und beschreibe: »Meint Ihr eigentlich, ich könne so etwas einfach aus dem eigenen Kopf erfinden?«

Bei seiner Arbeit war Wölfli völlig unbeeinflussbar. Anregungen von außen störten ihn nur. Er bewertete seine eigenen Arbeiten verschieden, dann und wann aber mit erschütternder Klarsichtigkeit. So schrieb er einmal:

»Allerdings hat der gantze Wortlaut des Textes in diesem Büchlein, den Sinn, Gang und Grundzug eines Irrsinnigen, wie der Eingangs-Tittel deutlich bemerkt, ist aber doch im Grunde genommen, durchwegs, wahrheitsgetreue Angabe und Dahrstellung. Und somit hoffe ich, daß der freundliche Leser, meine in hiesiger Irren-Anstalts-Zelle, inszeniertte Unterhaltung durchaus rechtfertigen wirt.«

Großes Interesse beanspruchen Wölfli's Zeichnungen. Davon aber wollen wir hier nicht sprechen. Auch auf seine Kompositionen, die er durch Tuten in eine Papiertüte hervorbrachte (und hierauf in einer phantastischen Notenschrift festhielt), gehen wir nicht weiter ein. Seine literarische Produktion bestand in einer Riesenautobiographie, voll wahnhafter und poetischer Erzählungen. Dieses Werk umfaßte zur Zeit, als Morgenthaler über den Kranken berichtete, siebzehn Folianten im Format von etwa 40 mal 50 Zentimeter. Wölfli hatte diese Bücher selbst zusammengeheftet. Die ersten waren handlich, einige Zentimeter dick, die folgenden wurden immer dicker, und die letzten waren unför-

mige Kolosse von einem halben Meter Dicke. Die gesamte Biographie hatte eine Höhe von ungefähr zwei Metern erreicht.

Wölfli's Sprache ist gewichtig, majestätisch, pompös. In ihrer Umständlichkeit und Schwerfälligkeit erinnert sie an schlechtes Amtsdeutsch, in ihrer Erhabenheit an Bibelsprüche und Psalmen; breit, schwer und voll schmückender Beiwörter fließt sie dahin. Auch in der typisch schizophrenen Orthographie, den vielen Großbuchstaben, der Verdoppelung und Schärfung der Konsonanten (tz für z), der Dehnung der Vokale durch Verdoppelung oder Einschleichen eines Dehnungs-h zeigt sich eine Vorliebe für die Verstärkung des Ausdrucks. Der Gebrauch der Interpunktionen läßt eine ähnliche Tendenz erkennen: Wölfli setzt viel zu viele Kommata, seine Schlußpunkte sind oft halberbsengroß. Auch seine Wortneuschöpfungen dienen der Betonung, Verstärkung, dem Wichtigmachen, weil ihm die gewöhnliche Sprache nicht genügt, um all das Große, Schöne und Schreckliche seiner Erlebnisse zu fassen.

Mit selbstverständlicher Souveränität schafft er sich neue Formen, zum Beispiel, indem er gebräuchliche Wörter aneinanderreihet. Unter allerlei seltsamen Früchten beschreibt er die »Gott-Vatter-Riesen-Biirne«, er gründet eine Riesenstadt mit Namen »Gott-Vatter-Steern-Ost-Wand-Hall« und macht große Entdeckungsreisen im »Gott-Vatter-Hall-Insel-Riesen-Falter-Schiff«.

Wölfli verwendet sehr gerne Fremdwörter; so kehren folgende Ausdrücke immer wieder: »in alle Details und Generees, Grand, Ditto, absolvieren, Altitude, Utensi-

lien«. Meist werden diese Wörter in einem ganz falschen, willkürlichen und wechselnden Sinne gebraucht. Ein »Klobuss« wird etwa als Sehenswürdigkeit neben Kraftmessern, Regenschirmautomaten und automatischen Waagen aufgezählt, ein »Aphorismen« ist ein Edelstein, ein »Diletant« ist bald eine Art Stern, bald ein geographischer Begriff. In vielen verschiedenen Bedeutungen findet sich auch das Wort »Information«:

Die Reise wurde »stets in gleicher Information« gemacht; der Vogel führte sie »in fliegender Information« hinweg; sie sehen eine Riesenfontaine »in natürlicher Information«; sie fielen »in betender Information« auf die Knie; sie warteten »in am Boden kniender Information«; in der Nähe der Göttin waren drei artige Kinderchen »alle 3 in spielender Information«; seine Mutter sah er nach ihrem Tode mehrmals in »lebendiger Informattion«.

Wölflī liebt auch Ausrufe wie »Ebjä«, »Pong«, »Probatum: Esst«; einmal heißt es sogar: »Probatum: Fräset« (eh bien, bon, probatum est). Häufig macht er sich die Wörter überhaupt selber. Von den unzähligen Riesenstädten, die er gründet, heißen einige: »Ovianda«, »Alupka«, »Baktschisareeh«, »Akmolinsk«, »Zahnruß«, »Kalijmak«, »Gatzim«.

Eine wichtige Rolle spielen bei ihm die Zahlen. Er benötigt aber so ungeheure Größen, daß er sich neue Zahlen schaffen muß, weil ihm die vorhandenen nicht genügen. Bis zur Quadrillion und Quadrilliard bedient er sich unserer Bezeichnungen, dann setzt er fort, wobei die nächstfolgende Zahl immer tausendmal größer als

die vorhergehende ist: »Regoniff«, »Suniff«, »Teratif«, »Unitif«, »Vidoniss«, »Weratif«, »Xylotif«, »Ysantteron«, »Zernantt«, »Agoniff«, »Benitif«, »Corrantt«, »Deritif«, »Eratif«, »Ferrantto«, »Geratif«, »Horatif«, »Inioth«, »Kariffa«, »Legion«, »Miriaaden«, »Negrier«, »Oberon«. Die letzte Zahl »soll nicht überstiegen werden, weil derselbe ein Unglücks-Fall ist«.

Folgende »Gross-Göttinnen« kennt Wölfli: »die heilige Steerninna, d. heil. Sterneelia, d. heil. Krantzinna, d. heil. Krantzeelia, d. heil. Ringeelia, d. heil. Kreuzohna, d. heil. Himelaija, d. heil. Hialma, d. heil. Orientta, d. heil. Sigelinda, d. heil. Zentralia« u. a.

Auch Wortspielereien in der Art der Schüttelreime schätzte er: »Vönnari-Kagali« (statt Kanari-Vögel), »Fuetter und Matter« (Muetter und Vatter), »Vas-Grott'r« (Grossvater), »Staasen-Ritt« (Riesenstadt), »Besen-Hoin« (Hosenbein), »Mit grüntlichem Fuss« (mit fründlichem Gruß), »Schwern, Beiz« (Bern, Schweiz).

In unermüdlichem Arbeitsdrang schuf Wölfli unzählige Gemälde und beschrieb Tausende von Seiten mit Zahlen, zählte seine Reichtümer auf, errichtete Testamente, scheute nicht zurück vor fortwährenden Wiederholungen und erging sich in immer neuen Variationen; bisweilen schrieb er auch alle Tischgebete nieder, die ihm bekannt waren, streute Witze und Zoten ein oder fluchte ganze Zeilen lang. Den größten Raum beanspruchen aber seine phantastischen Reiseberichte, wobei er – ein Astronaut an der Seite Gottvaters – die Himmel durchquert; so macht er »vom Gottvatter-Himmelsteem-Zohrn-Riesen-Gletscher, in direkter Begleitung

Gott des allmächtigen Vatters, auf einem riesenhaften Kolang-Transport-Luxus-Vogel, (oh wie schön.) eine Lust-Reise nach dem Zentrum des, zirka, 680 Miriaden Quadrat-Miriameter Flächeninhalt repräsentierenden Himmels«.

Grandios ist seine Schöpfungsgeschichte. Sie beginnt so:

»Die Schöpfung Gott des allmächtigen Vatters.

Anno, 3671. vohr Christi Gebuhrt. Eewigkeit: Anno, 1.

Aus reinem, puhren, absoluten Nichts, entstanden, schweben eine riesenhafte Anzahl allmächtige Geister, durch den majestätischen Raum der endlosen und grenzenlosen Eewigkeit, nach allen erdenklichen Himmels-Richtungen umhehr, ohne irgendwoh einen festen halt und eine feste Stütze zu finden und Gott der heil Geist, Die allmächtige, allgewaltige, allbarmhertzige, allgühtige, allgerechte, allwissende, allweise und allwalltende, Göttin, heilige Santta Maria, befand sich in hoher Schwangerschaft. Dah sprach der grösste und mächtigste dieser Geister, Der Gott Orpheus, es werde ein Steern, auf welchem Wihr Alle eine leidliche Untterkunft und Herbeerge finden können und, wie Er geboten hatte, soh stand es dah. Ein Planeet, Eerde genanntt: Wüste, roh und lehr: Und es wahr finster, soweit Ihre Blike auch hinzureichen geruhten: Und, alle Geister, schwebeten über dem Wasser. Nun aber kahmen Sie auf festes Land. Da sprach der Gott Orpheus, es werde Licht: Und es ward Licht. Eine prachtvolle Sonne sendete hoch über Ihnen, Ihre glühenden Strahlen senk-

recht auf die Erde herab: Und kaum waren etliche Stunden verstrichen, dah gieng durch ein zweittes, göttliches Allmachts-Wort die Letztere untter und, eine riesenhafte Anzahl, glitzernde und zwitternde, helleuchtende Steerne, mit Mond, Komeet und Finsternissen, standen oder, kreisten am blauen Firmamentt. Und, Wiederumm durch ein maijestätisches Allmachts-Wort des Letztern, entstand rings um sämtliche Geister herum, wie auch über den ganzen Erdball und über sämtliche, Ihre geohrnetete und gesetzliche Bahn kreisenden, unzähligen Gestirne, die mannigfaltigste, prächtigste und gediegendste Florah, Kultuhr und Vegetattion, mit stellenweise, den luxuriösesten und prunkendsten, von allerhand verschiedenahrtigen Geniien und Konggregattionnen, Fischen, Vögeln, Reptilien, Amphiibien und sonstigen, mannigfaltigen, zahmen, wilden und reisenden Thieren, Quellen, Bächen, Flüssen, Ströhmnen, Wasserfällen, Felswänden, mannigfaltigen Gebürgen, Gletscherketten und ditto, Labirintts, Thälern, Riesen-Ebenen und gewaltigen Uhr Wäldern, etzettera, etzettera durchzogene Paradiis-Gäärtten, mit luxuriösen, praktischen und komfortablen, hochelegantten Riesen-Palästen, Ditto, Riesenthürmen, Riesen-Brücken, Schiffen, Fonttainen, etzettera, etzettera. Und nun gebahr Die heilige, allmächtige und allgewaltige Götinn, Santta Maria, in einem dieser prunkenden Riesen-Grand-Paläste, ein allerliebste, hochintelligentes und reizendes Knäblein, welches Sie, Gott, den allmächtigen Vatter, nanntte. Das Kindlein wuchs nun soh rasch und allmächtig: Allgewaltig und allwalltend herahn:

Sohdass seinesgleichen bis zu'r genantten Stunde, noch keine Seele bestanden hatte. Und rasch nacheinanderfolgend, entstanden nun von genantter Zeit ahn, die umfangreichsten und mannigfaltigsten, göttlichen Werke und Wunderthaten, Deren Deutliche, wirkliche und Korrekte Zeugen, von der Stunde Ihrer Entstehung ahn, bis ans Ende der endloosen und grenzenloosen Eewigkeit, niemals vergehen oder verschwinden werden. Alles was Gott der allmächtige Vatter, durch sein majestätisches Allmachts-Wort, es werde, gebietet und befiehlt, entsteht in natuhrgetreuer, hochelegantter, praktischer und komfortabler, pracht und wundervoller, majestätischer Informattion im Augenblick und, kein einziges, guhtes oder böses Wesen, im Reiche der endlosen Schöpfung und Ewigkeit, vermag seinem göttlichen Willen und Befehl, erfolgreich zu trotzen und, zu widerstehen. Obiger Aussagen, bin ich, Endsunterzeichneter, infolge unzähliger und, im höchsten Grade mannigfaltiger, höchst eigener Erfahrungen und Erlebnisse, wirklich, wahrhaftig und vollkommen überzeugt. Ich bin zu'r Stunde ein herber, grässlicher Unglücks-Fall, vohr meinem höchst eigenen allerliebsten Kinde, vohr Gott, dem heil. Geist, aus dessen verhängnissvoller Verdammniss, iirdische Menschen-Macht und iirdische Kunst, – mich in keiner Ahrt und Weise zu erretten und, zu erlösen vermag: Vielweniger noch, ich selbst. Gott, der allmächtoge Vatter jedoch, wirt sein liebes Kind, den heil. Skt. Ado, nicht vergessen und, seine einstige, schöne Verheissung, meine Auferweckung von den Tohten, an mir selbst, getreu, erfül-

len. Darum Loob, Ehre, Preis und Dank, Gott dem Allmächtigen Vatter, Herr und Schöpfer aller Welten, samt allem was darauf und Darinnen enthalten ist, von Eewigkeit zu Eewigkeit. Amen, amen. Es werde. Hochachtend zeichnet, der heil. Skt. Adolf«

Die Zahl der verschiedenen Götter und Göttinnen ist groß:

der oberste Gott ist Orpheus, es folgen die Götter Zion, Oberon, Zohrn und Oron. Die Familie Gottes des Allmächtigen besteht aus sieben Generationen, vom Urahn bis zu unserem irdischen und himmlischen Gott und Vater. Von ihm stammt Christus der Gekreuzigte, von diesem wieder »dessen Sohn, Christus, welcher als ächter und wahrer Gott Den Quarantt Christ, sowie zahlreiche, den Letztern umkreisende Sterne regiert«. Dieser Christus zeugte neun Kinder, einen Prinzen und acht Prinzessinnen, deren älteste, Sannta Maria, die Frau des heil. Adolf (wie er sich selbst bezeichnete) ist. Alle Götter nahmen »jeh, eine regelrechte, menschliche Gestalt ahn und, vermehrten sich mit Ihren besser'n Ehehälften von Generation zu Generation bis auf den heutigen Tag: Jah, sogar bis ans Ende aller endlosen Ewigkeit«. Die Göttinnen regieren die Schöpfung »hauptsächlich in weiblichen Dingen«.

In Wölflis Geist vereinigten sich die mannigfaltigsten religiösen und mythologischen Vorstellungen und wurden durch eigene phantastische Ideen ergänzt. Um sich göttliche Allmacht, Allwissenheit und Allgüte anzueignen, müsse man – so meint er – eine »Sireena«, einen männlichen oder weiblichen Bewohner des

Sireena-Sterns, lebendig einfangen, erstechen und ihr schmackhaftes Herz aufessen. Dann erscheine die Göttin Sireena und führe den Glücklichen in ihren Palast zu Tanz und Schmaus. Er selbst sei bereits auf ihrem Ball gewesen, im ungeheuren Sireena-Riesenturm, und habe sich dort »im rechten, he lglänzenden Stifelchen Der Göttin, Sireena: Das heisst, auf Deren rechtem, Fuss-Gerisp« befunden. Ein anderes Mal liegt er wieder mit seiner »Gross-Gross-Gemahlin«, »Gross-Gross-Göttin« (wahrscheinlich der heil. Maria) »Arm in Arm umschlungen, im weichen, wunderschönen, Himmel-Bett. Oh wie schön: Wie lieb: Wie hübsch: Wie braf: Wie Kugelrund ...«.

Es ist bemerkenswert, daß Wölfli alle seine wahnhaften Erlebnisse in die frühe Jugend, und zwar in die Zeit vor seinem achten Lebensjahr zurückverlegt. Als kleines, meist zwei bis fünf Jahre altes Kind hat er die weiten Reisen gemacht, die herrlichsten Dinge entdeckt und ungeheure Reichtümer erworben.

Nicht selten beschreibt er auch Unglücksfälle, wobei er meist eine hohe Felswand ersteigt oder sich leichtsinigerweise auf ein Geländer setzt – er ist ja ein kleines Kind – und dann in eine bodenlose Tiefe stürzt. Immer aber wird er gerettet, entweder noch in der Luft aufgefangen oder aber durch Christus oder Santta Maria zum Leben wiedererweckt. Einmal besteigt er mit einer Reisegesellschaft unter Führung Gottes einen riesenhaften Turm:

»Wihr wahren noch keine 10 Minutten lang Oben: Dah erklettertte ich an einer ge-eignetten Stelle Deren

massiive, im höchsten Graade luxuriöse Brustwehr, wurde schwindlig und, fiel aus einer Altitude von zirka 723 Stund, in raasender Schnelle senkrecht hinuntt'r: Und fiel und fiel, bis dass ich entlich untten auf dem riesenhaften und, im höchsten Graade luxuriösen, Santta-Maria-Steern-Riesen-Doom-Riesen-Grand-Platz radikal und total zerquetschte und, zerspritzte. Ebjä!! Höhrndli ab u. Toot: Mause-Toot. Sofort nach meinem Absturtz, gewahrtte Die gantze, majestätische Gesellschaft Oben, Das grässliche und verhängnisvolle Unglük: Und, nicht etwa auf der Thurmtreppe: Nein!! Auf einer weissen Flohr-Wolke: Kahm nun diese gantze Gesellschaft in riesenhafter Blitzschnelle auf genannten Platz hinunterzu fliegen, allwoh mich Die heilige, allmächtige und allerliebste, wunderschöne und reizende Göttin, Gross-Hoheit, Prinzessinn Santta-Maria, miteist Ihres wundervollen Zauber-Stabes und, Dem Allmachts-Wort: Kindlein, Ich sage Dihr, stehe auf: Und wandle: Vom kalten, schaurigen Tood, wieder zu neuem und frischen, fröhlichen, Leben erwekte. Sofort hüpfte ich Ihr lachend und fröhlich entgegen und, umahrnte und lieb koste Sie. Ich wahr Damals ... Ein Bübchen, im Alter von zirka: 3 ½ Jahren ...«

Der Tatsache des Todes setzt er sein ungeheures Expansionsbedürfnis, welches sich über Zeit und Ewigkeit erstreckt, entgegen. Immer wieder schreibt er Testamente, die seinen Willen bis ins kleinste auf ewige Zeiten zur Geltung bringen sollen. Trotz dieser auf sein Ableben hin gedachten Anordnungen, kann er aber gar nicht sterben, das heißt, er stirbt oft, wird

loses Vorwärtsdrängen, die große innere Spannung hin, unter der er steht.

Gedichte hat Wölfli nur gelegentlich in seine Biographie eingestreut oder auf die Rückseite seiner Bilder geschrieben, manchmal auch in die Zahlenreihen der Zinseszinsrechnungen eingefügt. Erhabenes und Banales, Ernstes und Komisches mischt sich in diesen Versen. Häufig werden ein oder zwei Sätze variiert: der Anfang eines bekannten Gedichts, eine Redensart oder ein Sprichwort. Gern schlägt Wölfli in der Überschrift ein Thema an, welches im weiteren Verlauf des Textes nicht durchgeführt wird. Oft klingt der Anfang eines Gedichtes noch ziemlich geordnet, und nach einigen Zeilen zerbröckelt die Sprache.

Je mehr die Sätze und Worte zerfallen, um so stärker bricht aber der Rhythmus hervor. Ihm zuliebe werden Sätze und Worte verstümmelt. Mit absoluter Gewalttätigkeit wird der Sinn der Form untergeordnet.

Itz Chunt Doch a grüslegi, Rächmig Gritt!
Wenn Duh scho Sida, witt!!
Wenn Duh scho lida, witt!!
Wenn Duh scho Gida, witt!!

Itz Chunt doch an Chrüslegi, Lächmig witt!
Nenn Duh soh Chrída, Itt!!
I ha Dih nit, i ma Dih nit!
A Schiiga, v'rbitt D'r Tritt Uli

Itz Chunt a hüslegi, Zäch wit nitt!
Brenn Duh zwoh Wida, witt!!
Tenn zuh ho Gida, nitt!!
Nenn Duh soh Lida, Gritt!!

Fritz schuntt a lüslegi, Fräch bitt nitt!
Flenn Duh soh mida, Chitt!!
Sie Cha Dih nit, i la Dih nit!
La liiga, D'r Itt.

Ist 32 Schläge Marsch.

Und soh witt'r, mit d'r Zitt'r!
Gits es G'witt'r, Liseli!
Git es Kritt'r, Yseli!
Git es d'Schnitt'r, Chriseli!

Und soh lit'R, wit d'r Pitt'r!
Gund zwoh Ritt'r, Bisali!
D's Andara witta, wandara Tritta!
Riiba n a Liiba, n a Chitt.

Ist 16 Schläge Riesen-Grand-Hottel-Schinder-Marsch.
Diess ab'r sag' ich barsch

D'Gott- Vatt'r, ,-Bull- Dogga!
Dia wiiga n i, Gritt!!
Brandschwartz ist, a Waffla,
Dahfliih:

Spott D'Natt'r, iih triiga!
D'r Britt itz de,z'Witt!!
Schott hat'R, i liiga
Mar'-Gritt itz de z'Witt.

? Wott Matt'r, Null Rogga!
Iih giiga de ,Stritt!!
Fand d's Hartz ist, a Raffla,
Doch Hüh:

Lott watt'R, iih stiiga!
V'rmana, Doch nitt!!
Gritteli, i d's Sitteli!
Verstek m'r D'r Gek.

Ist 32 Schläge Gott-Vatter-Hunde-Waltzer.

Mazurka,- Tenohr,- Anfang.

D'Jung-Frau hau,
Fung Sau Frau!
Sung oi oi,
Gritta Stritt!
Schwung Poi noi,
Mitta z'Witt
Hung noi noi,
Bitta Stritt!!
Chehr: Flih deh Dah niida iih: Giiiga,
? Wittd'r Zang!!
Chehr: U.s.w.

Alexander

Alexander¹ ist mit einer schweren Mißbildung, nämlich einer Lippen-Kiefer-Gaumenspalte, zur Welt gekommen und ist deshalb im Laufe seines Lebens mehrmals operiert worden. Im Alter von sieben Jahren blieb er nach einem größeren chirurgischen Eingriff einige Monate der Schule fern und mußte die zweite Klasse wiederholen. Er war stets ein fleißiger Schüler, hat Volks-, Haupt- und eine Klasse Handelsschule absolviert und für Sprachen, besonders für Englisch auch nach dem Schulaustritt noch Interesse gezeigt. Wegen seines Defektes und des gestörten Sprechvermögens fand er keinen rechten Anschluß an Altersgenossen. Er war immer ein Einzelgänger, kaufte sich ein Boot, Fernglas und Kompaß und schwärmte für die Natur. Er spielte Mandoline und war ein guter Zeichner.

Mit achtzehn Jahren unterzog er sich zum letzten Mal einer plastischen Operation. Wieder war der Erfolg unbefriedigend. Daß Alexander unter seiner Entstellung litt, geht aus mehreren seiner Bemerkungen hervor; so schrieb er: »Das Gesicht ist der erste Blickfänger der Menschen.«

Während des Krieges wurde Alexander in einer Munitionsfabrik als Hilfsarbeiter beschäftigt. Als er in seinem zwanzigsten Lebensjahr psychisch erkrankte, hatte er erst einige Monate lang dort gearbeitet. Er soll

¹ Die eigenartigen Zeichnungen dieses Kranken sind beschrieben in dtv-Bd. 287, S. 43 ff.

wenig gegessen und geschlafen haben, in der Nacht wach gelegen sein und leise vor sich hin gezählt haben. Dann seien Lach- und Weinkrämpfe aufgetreten. Dann habe er den Verdacht geäußert, daß er von einem Mädchen hypnotisiert werde. Deshalb brachten ihn seine Eltern zum Arzt.

Bei der ersten psychiatrischen Untersuchung erweckte Alexander den Eindruck eines ruhigen, höflichen und bescheidenen jungen Mannes. An seinem Gesicht war nur eine kleine Hasenscharte zu bemerken. Seine Stimme klang nasal, die Aussprache war etwas undeutlich. Von selbst redete er fast nichts, die an ihn gerichteten Fragen beantwortete er stets nur mit wenigen Worten. Er gab über sein bisheriges Leben Auskunft. Auch von seinen krankhaften Erlebnissen berichtete er, und zwar mit auffallend geringem Affekt.

Seit kurzem stehe er mit einem Mädchen durch Morsezeichen in Verbindung. Durch Schluckauf bringe er die Signale hervor. Er höre auch die Stimme dieses Mädchens über jede Entfernung hinweg und fühle sich dadurch beeinflusst. Während der Exploration schien er manchmal zu halluzinieren.

Der Kranke wurde mit sechzig Insulinschocks behandelt, eine völlige psychische Restitution trat jedoch nicht ein. Alexander litt auch nach Abschluß der Behandlung zeitweise noch an akustischen Halluzinationen, war sich allerdings nicht ganz im klaren, ob es sich um tatsächliche Wahrnehmungen oder um Sinnestäuschungen handle. Nach mehrmonatigem Aufenthalt wurde er in gebessertem Zustand entlassen. Bei einer

Wiedervorstellung ein halbes Jahr später berichtete er, daß er in Arbeit stehe und beschwerdefrei sei.

Etwa zwei Jahre nach seinem ersten Krankheitsschub wurde Alexander neuerlich eingewiesen. Er hatte selbst eine Behandlung gewünscht, da er wieder unerklärliche Stimmen hörte und das Gefühl hatte, hypnotisiert zu werden. Er meinte, daß er an die Realität dieser Beeinflussungen glauben müsse, da er sonst bei klarem Verstande sei. Meist höre er die Stimme eines Mädchens, mit dem er eine kleine Liebesgeschichte gehabt hätte. Er habe die Beziehung gelöst, was dieser Person anscheinend nicht recht gewesen wäre, denn sie kontrolliere ihn seither dauernd und lasse ihn nicht zur Ruhe kommen, sei ständig über seine Handlungen informiert und zwingt ihm in jeder Hinsicht ihren Willen auf. Wenn er Zeitung lesen wolle, halte sie ihn davon ab. Sie setze ihm die Gedanken aus, so daß er plötzlich nicht mehr weiterdenken könne. Es käme auch vor, daß er mitten im Sprechen steckenbleibe. Infolge eines eigentümlichen Zwanges müsse er oft ganz unsinnige, ihm unangenehme Handlungen ausführen, etwa sich selbst ohrfeigen. Er könne sich von diesem Zwang nicht befreien. Alles müsse von jenem Mädchen ausgehen, er finde keine andere Erklärung dafür. Die Beeinflussung setze wohl manchmal aus, beginne aber immer wieder von neuem.

Es wurde nun eine Cardiazolschockbehandlung eingeleitet. Nach vierzehn Einzelbehandlungen hatte sich das Befinden des Kranken gebessert. Alexander konnte in der Gärtnerei beschäftigt werden, verhielt sich

geordnet und war freundlich zu den anderen Kranken. Nach etwa vier Monaten ging er heim.

Nach weiteren drei Jahren wurde er wieder aufgenommen. Er hatte inzwischen einen sechsmonatigen Militärdienst geleistet und war als wehruntauglich entlassen worden. Die Einweisung erfolgte, weil er gegen seinen Vater tötlich geworden war, sich selbst geschlagen und die Nahrungsaufnahme verweigert hatte.

»Warum kommen Sie jetzt wieder?«

Nach langem Zögern: »Ich bin eben noch gestört.«

»Inwiefern gestört?«

»Es geht mir allerhand im Kopf herum, ich weiß nicht, wen ich beschuldigen soll. Ich habe keine Augenzeugen. Ich möchte gerne wissen, was es mit der Hypnose auf sich hat. Die Leute müssen mich direkt hassen, und ich habe ihnen nichts in den Weg gelegt ...«

»Welche Leute sind es?«

»Ich will keine Namen nennen. Man hat mir ins Gesicht gesagt, daß man mir keine Ruhe geben wird.«

»Wie werden Sie belästigt?«

»In der Nacht lassen sie mich nicht schlafen, drücken mich immer auf den Kopf ... das ist wie Hypnose. Wenn die Hypnose einsetzt, höre ich Stimmen. Dann muß ich tun, was die Stimmen sagen. Wenn ich spazieregehe, muß ich einen Weg nehmen, den ich nicht gehen will. Beim Essen muß ich unanständig sein, entweder mit den Händen essen oder auf einmal sehr viel in den Mund stecken oder den Teller weghauen.«

»Warum sind Sie gegen den Vater tötlich vorgegangen?«

»Der Vater geht gegen mich auch tötlich vor. Er zersetzt mir die Nerven, er drückt mich auf den Kopf, er hypnotisiert mich auch. Er denkt so scharf, und davon bekomme ich Kopfweh ... Die sehen alles. Sie sagen mir, daß sie mich sehen ... durch Hypnose ...«

Während der ersten Zeit seines diesmaligen Aufenthaltes war Alexander reizbar, gespannt und stand unter dem Einfluß von Halluzinationen. Er nannte seinen Vater einen gemeinen Hund, schüttete die Suppe unter das Bett, verkroch sich unter der Bettdecke. Er wurde mit zehn Elektroschocks behandelt. Hierauf war er freier und ruhiger. Er beschäftigte sich wieder ein wenig und wurde nach etwa drei Monaten in häusliche Pflege entlassen.

Schon ein halbes Jahr später erfolgte jedoch die vierte Anstaltseinweisung, welche die dauernde Internierung Alexanders zur Folge hatte. Er befand sich damals in seinem sechszwanzigsten Lebensjahr und war schon länger als fünf Jahre krank. Er hat heute bereits weitere achtzehn Jahre in der Anstalt verbracht.

Vor dieser letzten Aufnahme trieb er sich nachts in der Stadt herum, konnte sich nicht ausweisen und wurde von der Polizei festgenommen. In der Haft entstanden Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit. Wegen Verdacht auf Geisteskrankheit wurde er überstellt:

»Wie geht es Ihnen?«

»Ich bin in den Händen von Leuten, die mich ausnützen.«

»Was wollen diese Leute von Ihnen?«

»Die wollen mich ausstellen, sie wollen mich in einen Glaskasten stellen.«

»Warum?«

»Aus Egoismus. Ich spüre das in den Augen.«

»Hören Sie wieder Stimmen?«

»Die hört mehr oder weniger jeder Mensch.«

»Fühlen Sie sich in irgendeiner Weise behindert?«

»Ich werde ferngelenkt. Ich weiß nicht, von wem das ausgeht.«

»Sie gehen in der Nacht herum?«

»Ich wollte einfach laufen, die Bewegung stärkt den Geist. Bei Tag ist das viel schwieriger. Auch die anderen Menschen sind mit ihren Nerven schlecht beisammen und gehen mir deshalb aus dem Weg.«

»Sind Sie in der Schule einmal sitzengeblieben?«

»Ja, in der zweiten Klasse, durch Beeinflussung.«

»Wer hat Sie denn beeinflusst?«

»Der Lehrer. Er hat mich hypnotisiert.«

»Wurden Sie in der letzten Zeit von Frauen oder von Männern beeinflusst?«

»Ich denke, es sind weniger Frauen, sondern mehr Männer. Sie wollen mich sehen, sie wollen durch mich durchsehen, weil ich keinen Widerstand habe.«

Einige Tage später sagte Alexander, er fühle sich als Fremdkörper in der Gesellschaft und spüre die von dort ausgehende Beeinflussung fast dauernd. Er vermute auch, daß sich in seinem Körper zuviel Elektrizität befinde. Es komme manchmal vor, daß seine Gedanken ganz klein würden. Wie ein fernes Sprechen höre er diese Männerstimmen. Man stelle ihn in einen Glaskasten wie ein Versuchskaninchen.

»Fühlen Sie sich körperlich verändert?«

»Es ist mehr in den Augen. Es ist, wie wenn ein feines Netz vor den Augen wäre.«

Etwas später meinte er: »Ich bin nichts mehr wert. Ich kann mich nicht einordnen.«

Ein anderes Mal äußerte er die Vermutung, daß er gewissermaßen ein zweiter Herrgott sei, denn der Herrgott selbst sei auch schon gestorben.

Kurz nach Abschluß einer neuerlichen Behandlung mit elf Elektroschocks entwich Alexander aus der Anstalt. Er wurde von der Gendarmerie aufgegriffen und zurückgebracht. Auf die Frage, warum er davongelaufen sei, sagte er, er hätte sich nur von seinem Onkel Zigaretten holen und hierauf wieder zurückkehren wollen. Auch sonst war er um Ausreden nicht verlegen und dissimulierte entschieden. Er sei der Überzeugung, nicht krank zu sein.

Das weitere Verhalten Alexanders war so, daß eine Entlassung weder von seinen Angehörigen gewünscht wurde, noch von den Ärzten empfohlen werden konnte. Er klagte darüber, daß an ihm dauernd Versuche vorgenommen würden. Äußerlich unmotiviert wurde er plötzlich erregt, warf Teller und Geschirr zu Boden und fuhr mit dem Kopf gegen die Wand.

Wenn er im Freien beschäftigt war, lief er wiederholt davon. Man hielt ihn deswegen auf der Abteilung zurück. Er trommelte mit den Füßen gegen die Türen und schlug Fenster ein. Nach einigen Monaten hatte er sich etwas beruhigt, sonderte sich jedoch von den anderen Kranken ab und hielt sich auch der ärztlichen Visite fern. Niemals brachte er einen Wunsch oder eine

Bitte vor. Auf- und abgehend schimpfte er leise vor sich hin. Er wurde dauernd von Gehörshalluzinationen geplagt. Anderen Kranken gegenüber war er reizbar und versetzte ihnen im Zorn Schläge. Wurde er bei der Visite angesprochen, dann gab er teils richtige Antworten, drückte sich gewählt aus, wirkte dabei gespannt und maniert, teils machte er auch ganz verkehrte Angaben, gebrauchte Wortneubildungen und brachte viel Unsinn im Tone sachlicher Feststellung vor. Man konnte seinem Gedankengang nicht immer folgen.

Zeitweise war Alexander nachts schlaflos und unruhig. In plötzlicher Erregung schlug er sich mit der Faust so heftig ins Gesicht, daß er blutete. Einmal sagte er, daß ihn die Stimmen aufgefordert hätten zu heiraten. Sonst war er antriebslos und in sich gekehrt. Er las nicht und unterhielt sich mit niemandem. Nur die notwendigsten Verrichtungen und die einfachste Körperpflege führte er selbständig aus: Ankleiden, Waschen, Essen. Forderte man ihn zu einer kleinen Hilfeleistung auf, dann folgte er automatisch und ohne innere Anteilnahme; alsbald stand er wieder untätig da und wartete.

Die Krankengeschichte Alexanders enthält einen Brief, welcher von ihm nach achtjährigem Anstaltsaufenthalt verfaßt worden ist. Es war ihm nahegelegt worden, sich ein wenig zu beschäftigen und an den Unterhaltungen der anderen Pfléglinge teilzunehmen. Sein Schreiben (wir geben es wie auch die folgenden Schriftstücke Alexanders im Zeilenbild des Originals wieder) hat folgenden Wortlaut:

»Geehrter Herr Oberarzt

Bemühe mich mit Pfleger und Patienten in Fühlung zu kommen daß, sich meine Sprechhindernisse und meine Seelischen Hämnnissen lockern. Mit Meinen Aufenthalt auf Abt. 5 bin ich sehr zufrieden. Was Verpflegung anlangt habe ich gut und reichlich. Schlafe sehr gut. Es sind bloß einige Mit-Patienten die auf mein Leiden keinen Rücksicht nehmen.

Aber meine Hoffnung ist es daß, sich mein Sprechen und meine seelische Zurückhaltung geben wird, daß sich den bösen Nörglern an meinen Sprachfehlern

beweisen kann, daß ich selbst mitgeholfen habe zu meiner Gesundheit

Fuer Ihre Mithilfe Herr Ober-Arzt Dankhe ich herzlich und bitte Sie weiter um ärztliche Hilfe

In innerster Dankbarkeit einer Ihrer ärmsten Patienten

Alexander«

Der Brief ist wie alle Schriftstücke Alexanders gut leserlich. Buchstaben der Latein- und der Kurrentschrift sind bunt durcheinandergewürfelt. Die orthographischen Fehler (»Fuer«, »Dankhe«, »Hämmnissen«; auch die merkwürdige Setzung der Beistriche) sind Ausfluß schizophrener Verschrobenheit.

Am selben Tag forderten wir Alexander auf, einen kurzen Lebenslauf zu verfassen. Er schrieb:

»Bin geboren am 3. Mai 1928

In der Schule habe ich gelernt lesen und schreiben

4 Jahre Volksschule

dann lernte ich daß Tischlergewerbe mein

Lehrbrief liegt bei meinen Sachen in der Anstalt

Meine Lieblingsbeschäftigung Tischlerei, malen,

zeichnen, hausarbeiten

wenn ich jemanden hätte der mir gut ist

und mir auch hilft daß ich gesunde so möchte

ich gerne in einer meiner Lieblingsbeschäftig-

ungen arbeiten. Sodaß ich mein tägliches Brot

selbst verdiene

Seit ich in der Anstalt Gugging binn war ich auf

Abteilung VI und jetzt auf V. mit haus-

arbeiten beschäftigt.

Hochachtungsvoll

Alexander«

Der Bericht zeigt Alexanders Neigung zum Konfabulieren. Das angegebene Geburtsdatum ist falsch. Er hat niemals das Tischlerhandwerk erlernt. Die Behauptung,

daß »hausarbeiten« zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zähle, ist zumindest stark übertrieben. Gegen die Ärzte enthält das Schreiben leise Vorwürfe, wie auch schon im vorhergehenden Brief geheime Ironie zu spüren war. Zwei orthographische Auffälligkeiten (»daß Tischlerge-
werbe« und »binn«) stehen in seltsamem Kontrast zu der guten Rechtschreibung des übrigen Textes.

Ein anderes Blatt zeigt einige Multiplikationen und Divisionen mehrstelliger Zahlen. Darunter ist zu lesen:

»Alexander K.

Zur Zeit in der Heil & Pflegeanstalt

Gugging. Ich beschäftige mich Heuthe unter

Aufsicht eines Pflegers mit kleinen Rechenaufgaben«

Etwa zur gleichen Zeit entstand auch der folgende Text, aus dessen Klarheit eine orthographisch-sprachliche Schrulle (»Bath«) merkwürdig hervorsticht:

»Heute ist ein schöner heißer Sommertag

Die hoch Sommer Hitze ist fast nicht zu ertragen Das

Thermometer zeigt 38 Grad Celsius

Ein kühles Bath wäre jetzt daß Allerbeste. Meine Mit-
Patienten vertreiben

sich die Zeit mit Kartenspielen«

Aus den Krankenblattaufzeichnungen der folgenden Jahre geht hervor, daß Alexander gelegentlich in der Säckekleberei beschäftigt war, sonst jedoch meist untätig und interesselos in einer Ecke stand, sich immer noch

ab und zu heftig ins Gesicht schlug und sagte, er könne sich nicht helfen, er müsse es tun. Des Nachts unterhielt er sich oft laut mit seinen »Stimmen«. Er vernachlässigte sich in der Kleidung und Körperpflege, sammelte unbrauchbare Gegenstände und stopfte seine Taschen damit voll. Einmal schüttete er den Kaffee an die Wand. Er behauptete, daß er mit Mussolini in Briefwechsel stünde. Auf die Frage, ob er irgendeinen Wunsch habe, sagte er: »Bootfahren und turnen.« Er meinte, erst seit 1 ½ Jahren in der Anstalt zu sein. Sein Beruf sei Bundesprecher, er halte Führerreden. Er ließ sich zu allen möglichen Antworten provozieren. Er sei Hitler, Mussolini, Kaiser Wilhelm; nur Alexander K. sei er nicht; der sei ein anderer, ein eigenwilliger Gymnasiast. Ein anderes Mal nach seinen Wünschen befragt, sagte er: »Bootfahren und Märchenbücher von der Seerose lesen.«

Sechs Jahre nach Entstehung der oben wiedergegebenen Schriftstücke verfaßte Alexander (aufgefordert, an einen Freund zu schreiben) den folgenden Brief. Dieser Text zeigt den ungeheuren Wandel, der sich innerhalb dieses Zeitraumes in Stil und Funktion der Sprache vollzogen hat. Der Brief ist auf die vier Seiten zweier kleiner Zettel geschrieben:

»Lieber Dart!

Es geht mir gut.
möchte wieder laufen
aber im Barth. Bach,
komme bald heim. Ich
habe keine Heimweh ein

bißschen Zahn. Lieber A.
half ich beim ballspiel
wieder nicht? ab. Dorf.
hole beine ab. bei Dir. Es
ist keine Zeitung da!
Zeit habe ich auch keine
dafür kann ich nichts.
Ball au. Platz 1 frei. B.
6 P.

Es mag sein aber nie
abes macht sich! Dein Polti
geht nicht her. Das Herz
geht eher aber die Rad-
sichte gesehen geht auch
da sie in 30 cm abseits
zieht. Baum Gruppe an.
der Straße da ich nichts
sehr bestimmt. Der Bub
hat mehr vom Leben da
seine Mädels nicht hören.
Augenblick Liebt Es er
und weg geht durch den
Bkock gerade aus zu der
Dir. Eh'es magy ich lesen
seim. da di chere not . . -

Gurke möreder mich nie
mict de Gewehr da sie
gelt sind, geladen lob
auch imém. loben St.

mache, in deine Miart.
eher 5 Minuten zu bar.
Bad rauche nicht. Da
keime Ort. Auch keime
Bohmen“. Da Deutscher
Tagje Örfall im mopped.
Parppe. inder Art frech
ist. send ich nicht keine
Panne habe. Sie holt.– W.
mit Tags sehr darauf.
da sie nicht will. Auch war
ich eher schön E.- Ende
uEer Alexander

gelt gabe es keines Besatz
Spatzgelt. A. Aber gilt.
Bad. da webt der wind.
schilling. Österreich alles in
Ordnung ist. dort auf
hier nicht da. Echter neu
ich neid kann es sein,
möcht nacher ham. dor
traf ich in. Dorf aufwärts
fahren CBB Bahn die hier
ist. Über grat Michael
St. Wolfgang und Attersee
Bald aufgehen die Sonne,
und dein Bart ist ab. Auch
die gefan – gernegroß.gen.
Schaft Dieb, ist bald zu
Ende.? Dein Alexander«

Inzwischen hatte eine neue Ära in der Psychiatrie begonnen. Mit der Entdeckung der sogenannten neuroplegischen Mittel war eine wirksame medikamentöse Behandlung von Geisteskrankheiten möglich geworden. Auch Alexander wurde einer langdauernden Therapie mit derartigen Substanzen unterzogen. Und langsam besserte sich sein psychisches Befinden. (Wir müssen es allerdings dahingestellt sein lassen, ob nicht im Laufe der Zeit auch ohne diese Behandlung eine gleichartige Besserung eingetreten wäre.) Alexander wurde ruhiger und fand ein gewisses seelisches Gleichgewicht. Er schlief jetzt gut, hörte auf, sich selbst zu schlagen oder andere Pfleger zu attackieren, nahm regelmäßig seine Mahlzeiten ein und ließ sich vor allem auch zur Arbeitstherapie heranziehen. Er hatte keine Neigung mehr davonzulaufen.

Im Gespräch zeigte sich allerdings, daß die psychotischen Störungen nicht geschwunden waren. So gab er, wenn es ihm gerade paßte, Zeit und Ort seiner Geburt ganz verkehrt an und behauptete, daß seine Eltern, welche ihn all die Jahre hindurch in längeren Zeitabständen besucht hatten, bereits gestorben wären. Auf die Frage, wann sie gestorben seien, antwortete er: »Am 1. Jänner, als die Bombe einschlug, 1941.«

In dieser Zeit nun ließen wir den Kranken zeichnen und später auch Gedichte schreiben. Es drängte ihn nicht selbst zu dieser Tätigkeit. Er übte sie nur auf Wunsch und unter ärztlicher Aufsicht aus. Die Leistungen waren von wechselnder Güte. Der Gedankengang war bald mehr, bald weniger geordnet, der schi-

zophrene Stil trat einmal stärker, dann wieder weniger deutlich hervor.

Diese Gedichte sind »automatisch« entstanden. Alexander zeigte nämlich das bei Schizophrenen nicht seltene Phänomen der »Befehlsautomatie«. Wenn man ihn aufforderte, zu zeichnen oder ein Gedicht zu schreiben, gehorchte er ohne Widerspruch. Meist haben wir ihm den Titel dazu angegeben. Rasch erlahmte er allerdings, konnte aber durch ein Wort, einen Blick oder eine Geste immer wieder veranlaßt werden, die begonnene Tätigkeit fortzusetzen. Er stand dabei unter einem gewissen Druck und schrieb oft das erstbeste nieder, was ihm in den Sinn kam. Ohne diesen äußeren Anstoß hätte der Kranke aber kaum jemals Verse oder Zeichnungen geschaffen.

Die Verse Alexanders sind Geschöpfe des Augenblicks, sogleich in ihrer endgültigen Form konzipiert und festgehalten. Seine schweren Verstöße gegen die Regeln der Logik, Grammatik und Rechtschreibung lassen sich jedoch nicht auf Flüchtigkeit oder mangelhafte Konzentration zurückführen. Es haftet ihnen etwas Willkürliches an, wie es für schizophrene Manierismen typisch ist. Allerdings entspringen diese Eigentümlichkeiten nicht dem freien Willen des Kranken, meist liegen ihnen Zwangsimpulse, Automatismen und Gegenantriebe zugrunde. Was uns willkürlich scheint, erlebt der Schizophrene als ungewollt, ihm aufgezwungen oder sogar von anderen gemacht.

Wir haben die Sprachgebilde Alexanders wort- und buchstabengetreu wiedergegeben. Es wurden die oft das Lesen erschwerenden Satzzeichen nicht verändert, und

es blieb die von ihm gewählte Anordnung der Zeilen gewahrt – würde man doch jede schöpferische Leistung ihrer Originalität berauben, wenn man daran ginge, ihre Fehler zu korrigieren.

Die beiden folgenden Schriftstücke zeigen, daß auch so schwere Störungen, wie sie sich in dem vorhin angeführten Brief kundtun, funktionell und reversibel sein können. Die Sprachverwirrtheit ist jetzt – drei Jahre später – geschwunden. Der Gedankengang ist vielleicht ein wenig verschoben, aber ohne größere formale Mängel. Außer einer gewissen Stereotypie und eigentümlichen Sachlichkeit lassen die beiden Texte keine schizophrenen Merkmale erkennen. Die Fähigkeit des Kranken, Atmosphäre und Stimmung zu schaffen, ist erstaunlich. Wir baten Alexander, zu den gestellten Themen die beiden Aufsätze zu schreiben.

1. Der Ablauf des gestrigen Tages Ein Erlebnisbericht

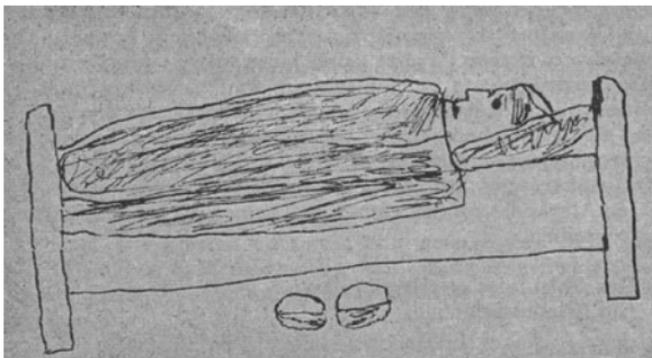
»Ich stand in der Früh auf – um sechs Uhr kam die Dienstübernahme. Dann gingen wir zu Tisch. Der Herr Oberpfleger teilte die Pulver für die Patienten aus. Ich bekam – ein Decentan und ein Discipal¹. Als ich aufstand, ging ich mich

1 Richtig: »Disipal«; es handelt sich um ein Wortspiel. Vielleicht wollte Alexander damit den Verdacht äußern, daß dieses Medikament der »Disziplinierung« diene.

waschen. Das Wasser war kalt. Um halb-
sieben kam der Kaffee; dazu bekamen
wir je ein Stück Brot. Dann bin ich nicht
zur Arbeit gegangen, weil ich gewartet habe –
bis der Herr Primär kommt. Und er
kam aber nicht. Dann ging ich am Gang –
spazieren. Um zwölf Uhr kam das Mittagessen. Es gab
Krautfleckerl und Rindsuppe.

Vor halb sieben holte ich mir 10 Austria
Zigaretten. Um ein Uhr gingen wir zur Arbeit.
Wir hatten Kartoffel ausgeklaubt. Bis
fünf Uhr. Dann gingen wir Nachhause. –
Die Kartoffel hatten wir in Säcke eingefüllt
und abgewogen. Dann rauchte ich ein
paar Zigaretten. Um fünf kam
das Nachtmahl, es gab Bohnensuppe
mit Nudeln darin. Um sechs Uhr gingen wir schlafen.
Dann kam die Dienstübernahme
und der Nachtdienst. (7h)

Alexander«



Zeichnung Alexanders

2. Der Herbst

»Der Herbst ist ein Odem des Jahres.
Er wird eingeleitet von der Ab-
löse des Sommers. Er beginnt
am 23. September bei Vollmond –
und Regen; wie es heuer war.

Es fallen die Blätter von
den Bäumen und Sträuchern;
Der Wald verfärbt sein
Kleid, wird gelb, braun, und
hellgelb und gold. Die Jagden
beginnen. Der Jäger geht zur Jagd.
Die Jäger bilden Kreisjagden und
schiessen die Hasen ab. Auch der
Hase hat ein dichteres Fell be-
kommen. Ebenso die Rebhühner,
Fasane und Rehe. Die Bauern
pflügen ihre Felder bei dichtem
Nebel wieder für den Frühling.
Dann fällt der Schnee und be-
deckt die abgekühlte Erde. Das
war der Herbst.«

Alexander war nun meist erfreut, wenn man sich ihm zuwandte. Oft schien er etwas ängstlich, aufgeregt und hätte die Begegnung vielleicht lieber vermieden. Er konnte auch einen gewissen heimlichen Groll gegen die Ärzte nicht ganz verbergen. In einigen der oben zitierten Schriftstücke ist er zu spüren. Aber auch die Wendung

in dem Gedicht ›Der Dolch‹ (54)¹: »Wie deutsche Ärzte sich vertun« oder in dem Gedicht ›Ein schöner Mond‹ (13) die Zeilen: »der Mann im Mond im Dr. das Bild, der im es wünscht und keine arznei« sprechen dafür.

Es war uns klar, daß wir durch Aufmunterung, Zuspruch und Ansporn zu irgendeiner Tätigkeit Alexander nicht entscheidend helfen konnten. Wir glauben jedoch, auf dem Wege des Zeichnens und Schreibens mit diesem Schizophrenen, der sich sonst von seiner Umwelt völlig abkapselte, eine durch Humor und Selbstironie belebte mitmenschliche Beziehung hergestellt zu haben. Sie trägt ihren Wert in sich, auch wenn sie die Heilung nicht bringen kann.

Dies ist alles, was wir über Alexanders Leben und seine Krankheit wissen. Wenig genug, gerade für eine Diagnose ausreichend. Bis vor kurzem hätte sich kein Psychiater gescheut, in einem solchen Falle von schizophrener Verblödung zu sprechen. Mehr als aus diesen Krankenblattaufzeichnungen erfahren wir jedoch aus den Gedichten Alexanders über dessen Individualität und sein immer noch anregungsbedürftiges seelisches Leben. Auch in diesen Sprachformen spiegelt sich sein psychisches Kranksein, gleichzeitig aber lassen sie erkennen, daß sein *Geist* nicht gestört sein kann.

1 Die in runden Klammern stehenden Zahlen verweisen auf die Gedichte Alexanders auf den Seiten 157 bis 191

(6) Die Wintertage

Hell lesen wir am Nebelhimmel
wie dick die Wintertage. Sind.
Offenkunde Volk und Mädel
d'sich kundig selbst hier tummeln,
der Schnee und das Eis am Bache war.
rundig und das Wasser rauscht,
und das Wasser rauscht.

(7) Die Liebe

Es war ein lieber Antwortbrief
da hieß es nur ein Anfang nit
»die« Liebe – liebe ist es nicht.
Da war der Anfang nicht darauf
was fehlte im hder liebe Hauch.
Wie immer war die liebe da.
die Liebe,
Wo auch st »ein leiser Hauch«.

(8) Das Leben

Das Leben ist schön
schon so schön als das Leben.
Das Leben ist sehr schön
das lernen wir; das Leben;
Das Leben ist sehr schön.

Wie schön ist das Leben.
Es fangt schön an das Leben.
So (schön) schwer ist das es auch.

(9) Die Hoffnung

Die Anmut der Frau.
Der Wille zur Schönheit
Die Schlaueheit die Hoffnung.
Die Hoffnung das Glück.
Der Schuh drückt sehr.
Die Hoffnung drückt das Herz.
Das Herz tut weh.
Dauernd ist es der Tod.
Die Schönheit zur Hoffnung.

(10) Der Tod

Der Tod ist ganz groß.
Der Tod ist groß.
Dir Tod ist grütze.
Der Tod ist schön.
Der Tod ist auch.
Der Tod der Tiere.
Der Tod ist auch dumm.
Ich kann in den Tod gehen.
Der Tod in der Schule als Mädels.

(11) Die Maschine

Gerne möchte ich auch schreiben.
Da sie brav und bürstig steht.
»Ja da brechen wir zusammen,
wenn der – „Mensch“ – die Menschen sieht«
schreiben möchte ich, dich gerne
wenn sie sehen, daß sie geht.
Dieselmaschine.

(12) Das Telephon

Die große Schnur und ein apparat
war auch für ihn und ihm von hoher
wart.
der andere stramm wie ich und du.
wo auch ein Apfel von Wichtigkeit
war. das Horchgerät und Gabel olge
auch ein Dare. Das Tele voll von
Nummer war. war auch der eine
Staatsmann dar. Der woher glüht an
der Saar wo auch ich einer war.

(13) Ein schöner Mond

Der Mund einer Dame am Himmel stand
der Mond die Sirene im Walde einst war.
der Mann im Monde im Dr. das Bild,
der im es wünscht und keine arznei.

der Mumps der ihm Walde ein Lid erzählt
da stand der Dr. vor im.
Was war ein schöner Mond und nichts
im Knie der Datne war.
War das nicht ein schöner Mum.

(14) Rot

Rot ist der Wein, rot sind die Nelken.
Rot ist schön. Rote Blumen und rote.
Farbe dazu ist schön.
Die rote Farbe ist rot.
Rot ist die Fahne, rot der Mohn.
Rot sind die Lippen und der Mund.
Rot ist die Wirklichkeit und der
Herbst. Rot sind manche Blaue Blätter.

(15) Gelb

Gelb ist der Sand der Erde.
Gelb ist die Farbe der *Ehernen* Wälder.
Gelb ist die Herzen der Blumen.
Gelb sind die A stern.
Gelb ist das Feld, das Geld.
der Franc ist gelb. – brünett.
ich *habe* einen gelben Franc gesehen.
gelb ist zum Beispiel mein Pencil.

(16) Grün

Grün ist die Farbe der Wiesen.
die Farbe grün, grün sind die Wälder.
Grün sind die Wälder.
Grün sind die Blätter.
Die grüne Farbe befindet sich im Behälter.
der Silo muß hellgrüne Farbe haben.
grün ist schön. Neben Mist.

(17) Violett

Die Farbe war rosarot
da kam blau dazu und rief
viola viola violetta.
violett war schön doch nur am Himmel.
ganz einfach diese Farbe war
schön du violett.
Der Ruf der Farben violett.

(18) Lila

Die Farbe ist schön
Diese Farbe ist ein Gemisch von rot und rosa
Die Farbe ist auch Lila wenn Lila lila ist.
Lila sind so manche Wolken.
Lila ist unsere Geldbörse unser Geld.
Lila ist schon eine schöne Farbe.
Lila ist unsere Farbe der toten Fahnen.

(19) Schwarz

Schwarz ist der Tag
Täglich sehe ich Schwarz.
Schwarz ist der Tod.
Schwarz ist auch dunkel der Tag.
Schwarz ist auch dumm.
Schwarz ist der Farbe hell es Gold
Schwarz ist auch dunkel.

(20) Grau

Die Farbe der Ehre ist sonst grau.
grau ist im Rock im Heere war.
grau gemischt mit grün.
grau war auch die Maus.
grau ist schön.
grau ist jede Uniform.
grau ist die Seide.
Die Graue Ahnung
für jeden Soldatenrock
Die graue Farbe und ein Nock.

(21) Das Leben

Das Leben der Hühner ist rot.
Das Leben der nächstenliebe ist rot.
Das leben ist schön.

Beben der Herzen im Leibe der Hunde.
Das Leben der Herzen ist lieb.
Das Leben macht den Himmel heer.
Das Leben möchte länger sein,
langsamer es Lebe die Liebe,
langsames Leben ist lang.

(22) Das Kreuz

Das Kreuz ist rot. In Bronze.
Das Kreuz ist rot in der Sonne.
Ich bin rot im Gesicht.
Das Kreuz ist rot. Das Kreuz ist schön,
ich bin schön meine ich; meine Sorge.
Das christliche Kreuz ist bronze.
Das Kreuz wird hellobarde genannt.
Das Kreuz der Menschen ist rot.

(23) Das Wasser

Hell am Ufer da steht das Wasser,
nur am Bache da steht die Erde,
nur wenn die Furcht ist groß
da muß das Wasser rauschen,
der Schöne Busch
schreibt ein Gedicht,
vom Wasser haben wirs gelernt,
das Wasser fließt am Bache.

(24) Das Feuer

Heida das Feuer ein heiliger
Strauch.
ein Heller und ein Batzen.
Ein Rauch der Flieder wächst.
Am Hause roter Hahn einssteht.
das Heute noch vor kurzem
Ein Haus gewesen ist.

(25) Die Luft

Dick überm Horizont
da weht die Luft,
weht auch an dir vorbei
weil ein außer die Luft gewesen ist.
mindest reine Luft wird nicht gesehen,
andere Luft ist auch kaum zu sehen.
Da am Hause keine Luft ist.
ist sie überm Dache fast vier Meter
hoch.

(26) Mann und Frau

Ehe man die Ehe spann wo auch ein Kerl war.
die Frau, wo auch die Frau zu Hause war.
Der Mann im Kinde und der Mann war.
Die Ehe und die Frau. Die Ehe von Mann
und Frau war gut. Die Ehe eine gute war.

Die Frau verlog sich nicht weil
auch der Mann zu Hause war. Die Ehefrau
war auch nicht blind. Die Ehe des Mannes
aber auch die Frau ein gutes Blatt.

(27) Die Braut

Die Braut war laute einzig dar wo auch
im Spital die Schönheit war auch die Braut
am Atelar. Wo Rauch und mancher Arme
ist. Die Braut und kehr ein Mist war
und ihn wegzukehren dar. Die Braut
war auch hier an der bar. Die Braut
schlal oft vorsich hin und labsalin sie
lehnte auch, wo auch die Braut ein
kleines Wettchen war.

(28) Das Eichkätzchen

Im Wald und auf der Heide,
da fand ich meine Freude.
Der Förster schrack zusammen,
als es auf dem Baume war, das Eichkätzchen.
Es sprang von Alles zum Ast.
und schmor zusammen. Der
Förster fror. Und sein Gewehr.
Der Förster sah wie es gerade schah
und stach im in das Fell und fiel

vom Baume wie der Schnee.
Das Eichkätzchen hatte ein semi-
Fell von braunen Zar. Das Fell war
well.

Der Fuchs sah hin und wieder und
fraß es auf. Das Essen holen. Das
Eichkätzchen war tot. Der Fuchs war
lang, wie der Förster sein Gewehr
und schoß. Er traf es nicht.

(29) Die Rose

Die Resenrose im Herbst auch blüht.
Der Weidmann in die welken
Augen leht.
stumm sehen dich die Augen an.
der stumme Blick der Rose.
Die Blätter der Rose waren blind,
lagen auf der Erde.
Und warten der Landschaft kühlen
Wind.

(30) Die Wüste

Eisklapp die Stumme Sandweit war
so klar war auch mancher Soldat.
So einfach diese Sandwiches waren.
so weit war rauh auch diese Stadt.

der kurze Aufenthalt darin war blind
für den Soldat im »heißen Sund«
die Söhne – der Wüste – sind im Sand
wo Eiskalt war so man minche
Stadt.

Auch ich war einst in dieser Kim.
wo auch.

(31) Der Zwergck

Wo im tiefen Wald der Zwerg auch ist.
Da hohl ich meine Frau und ißt sein mal
au, der Wald hinab geht tief zur Sein
da hör ich meine Stimme wieder der
Zwerg im
Wald.

(32) Die Höhle

Als Felsen rund die Höhle war.
Da stand der Bär davor
das Lied ein Brombär und sang,
was soll ich mit ihm machen?
Als mich er sah so freundlich auf uns!
Der große Tag war für mich da.
Die Höhle in Virginia.
Da hörte das Brummen auf und ein
Lied erklang.

(33) Die Schlange

Als ich sie sah da stand ich vor ihr.
weiß wie der Schnee.

Als ich davor war da stand ich auf
auf einmal auf.

Als sie schön war sah sie ganz anders aus.
Lang wie der schöpf war sein Rumpf,
aus im noch etwas zu machen,
sehr schwer zu sehen den ich war dein.

(34) Der Drache

Baum die Bäume in der Au
darin der Drache mit sein Mann
Hoch in der Luft das Mannschaftsschild
aus Papier der Drache.

stand er auf und gab ihm die Hand
aus vierkant Summe gelaut. –
aus Wissen und Durst der Drache mit
seinem Maul.

(35) Die Wolken

die¹ wolken so groß und weit
die wolken so groß und weit

1 Mit der Schreibmaschine getippt; aus diesem Grunde wohl durchgehende Kleinschreibung.

die wolken so groß und weit
die am felsen wie aufgesprungen
ein Vorhang wie der osten so groß und
der wiederhall im tal war gut und schön
der partzifall wolte aufblicken auf
und sah sah auch auf sie die da hernieder-
prasseln wie schnee und eis die regentropfen

(36) Das Gesicht

Das Gesicht ist manchesmal rund
und länglich. –
Die Augen als die Treue gilt.
die Nase in der Mitte ist.
der Mund. Das Gesicht.
die Menschen und Jeder hat ein
Gesicht.
Das Gesicht ist der erste Blickfänger
der Menschen.

(37) Die Maske

Die Maske ist Lieb, ach wenn sie mir nur blieb
Die Maske ist rund Die Maske Ist rund, Die
Maske ist rot Die Maske ist echt
Die Maske ist Sehr schön. Die Maske dient zum auf-
setzen. Die Maske sie ist auch dicht
Die Maske dient für einen Ball Die Maske Blieb ihm.

(38) Herbstlaub

Der Winter naht.
Die Blätter fallen.
Tag für Tag, die Blumen welken.
Das Laub fällt ab, Tag und Nacht.
Der Herbst beginnt ein Lied zu lallen.

(39) Die Weihnacht

Wei wa der Baum die Weihnacht naht.
Die erste Tat vor dem Mond.
Da ich noch darunter stand,
viel sahen Sahren waren darunter.
Biene kommen und Sachen.
Lombra die Nacht und ein Schwung,

(40) Das Schwert

Dir liebes Heij heiliges Schwert,
mit willen tief geprangert ist.
mit dem alten Testament,
panzte sich das Schwert heran,
nein leider weiter geht es nicht,
als bis zu mir herein.

(41) Das Nashorn

Das Nashorn ist im Wald ganz stumm.

Die Nase in der Höh und tut auch
gar so weh.

Die immer so weh tat und tut sonst
gar nicht weh.

mehr als das Tier so groß ist sie auch
das Nashorn ist ein großes Tier.

Das Nashorn ist im Wald,
so zackig ist das Nashorn
und doch so schön.

(42) Der Elefant

Der Elefant ist *gleichviel* im Zirkus

wie auch Schönbrunn, im Zirkus.

Der Elefant ist schön. Der Elefant
ist groß. Der Elefant ist ein Dickhäuter.

er hat große Ohren. Der Elefant sieht.

gut. Der Elefant ist ein Dyck.

er *befindet* sich in Schönbrunn. er ist

jung. er fristet sich durch.

Der Elefant geht auf. den Zehen-

Der Elefant ist schon hier.

(43) Der Esel

Der Esel hat lange Ohren.
länger als das Pferd.
Der Esel hat ein Fell, das ist grau.
Der Esel ist schön.
schon der ist ein kurzer Schweif.
schon der Esel macht sich dumm.
schon der Esel ist eine Franz.
schon der Esel ist ein ist schön.
der Esel.

(44) Das Känguruh

Das Känguruh lebt in der Steppe.
Das Känguruh ist auch schön,
ist das gußen in dem Wald.
Das Känguruh stützt sich am Halt,
und wird auch gar nicht alt.
seine sechs Zehen und den Schwanz dazu,
hat auch das Känguruh seine Ruh
hengt sich das Känguruh aber an
so gibt sich leicht aus wie der Schwan
am See.

(45) Der Löwe

Ach wie kein anderes Tier
so sieht der Löwe aus.
Der in nicht zu anderen Zeiten.
Keine Spur von Löwenbreiten.
Der Löwe sieht ganz anders aus.
Wie es sicher ist ein graus.
rundherum die Pelzenmähne
und auf dem Köpf Mähnensträhne.

(46) Die Spirale

Sie ist rund und windet sich immer
hinan. Sie wird nur deshalb Spirale
genant befindet sich in der Uhr
genau so wie im Kugelschreiber.
Als ich mich auf dem Berg befand.
hatte ich sie verloren. Die Spirale
sieht aus wie ein Hindu.

(47) Die Uhr

Sehr Schön sieht man auf die Uhr.
Sie besteht aus mehreren Teilen.
Sie besteht aus mehreren Teilen.
Sie besteht aus mehreren Teilen.
aus dem Ziffernblatt

(55) Der Spiegel

Der Spiegel an der Wand.
Wer Spiegel hat heißt Spiegler.
Der Spiegel ist rechteckig,
in der Spiegelscheibe ist silberpapier,
und Spiegelscheibe heißt grote.
sie glitzert matt im Schnee,
gehört zum hineinschaun.
sie ist rechteckert dann ist sie zer-
brochen unser alter Spiegel.

(56) Die Zigarrette

Es war ein Junge wo auf der
Straße anderer Junge war
Er zündet sich eine Zigarrette
an, das Feuer fing,
der Holunder brandte ab.
mit ihm.

(57) Das Lieben¹

Das Lieben ist schön,
schöner als das singen,

¹ Titel von Alexander selbst gewählt.

als ich sah das Lieben.
Das Lieben ist ein Kummer.
Das Lieben ist ein Lied,
schon das Lieben ist schön.
Das Lieben hat zwei Personen,
die das diebische Elster liebt.
Das Lieben ist schön.

(58) Das Auge

Das Auge ist sehr lieb und dumm.
Das Auge meinen wir.
Die Augen-Liebe und das Auge.
Das Augenlicht die Farbe auch. (Hu)
Die Augenfarbe auch das Pik.
Das Augenfarbe-Licht kann sein,
und auch das Der Augen rein.
Das Auge sieht so wie ein Psalm.

(59) das auge¹

das auge sieht fasst allüberraill hin
wo gott uns hingestellt hat
sehr schwer zu sehen den es ist zu
es siht sehr ellegant aus den es ist rund

¹ Im Original mit Schreibmaschine getippt.

oben die iris in der mitte das kron das pupillenloch
ist entweder weiss oder grau.

ist rund inder höhle der augenhöle der vorhang
die augen sind nur zum sehen da und der sieght
verliert das haar und das ist weiss.

(60) Die Erde

Die Erde hoch die Erde steht.
Die Erde weil stirbt sie ab.
muß die Erde alles sehen.
Da muß die Erde gewesen sein
mit Schuhen kann man gehen hin
weil Erde auch erreichbar ist.
Der Mann im Monde sieht und grüßt.
Dir Erde auch reich ist.

(61) Das Glück

Wenn wir das haben
Wann wird das Glück erscheinen
Wenn wir das Glück haben werden
Eine Autokollonne zu vererben.
Der das Glück hat der kann leben.
Der Gluck hat, der muß es eben,
mitgehen und den Koloß fahren,
er geht nicht schwer er fährt allein.
Der das Glück hat, ich.

(62) Der Himmel

Der Himmel ist blau.
gold sind die Sterne
weiß sind die Wolken.
Das blieb so immer
Der Himmel ist über den Wolken.
Der Himmel ist schön.
Der Himmel ist hoch.
und am Himmel blieb ich nicht da.
Der Himmel ist hier.

(63) Gedämpftes Saitenspiel

Zull dringen die stimmungsv-
ollen
Noten durch den Raum. Die
zarten Töne neben der
Muse.
Die neben der Musik sehr
feindselig sich anhorchenden
Intervallen. Die Musik ist
fein voll und ganz hoch.

(64) Eine zarte Hand

Eine zarte Hand stört
Eine zarte Hand ist schön

Eine zarte Hand rauscht
Eine zarte Hand raucht.

Eine zarte Hand ist im Himmel.
Eine zarte Hand ist leicht.
Eine zarte Hand zierlich
Eine zarte Hand begehrrlich

(65) Das Schweigen

Das Schwere ist das Schweigen
im Sommer wie im Winter.
so ist es auf der Erde
Darauf liegt Eis und Schnee

Das Alles ist recht Wichtig.
und überrascht uns sehr
Das ist nicht im Rasen-Rosen
Das sagen wir nicht mehr.

(66) Das Zebra

Das Zebra ist ein schlaues Tier
in den Augen und ist gestreift.
Es läuft in der Steppe und
nährt sich von Blicken des Löwen
der viel frißt und leckt.
Das Zebra Zieht von den Streifen

(69) Indien

Indien ist breit am Ganges.
Dorf und Stadt breit auseinander
als Gr... noch klein gewesen,
als Dorf noch kaum genesen,
als Stadt und Hauptstadt und
recht groß,
als Hauptstadt auch famos
Tilsit, der Name war recht groß.

(70) Der Kuckuck

fliegt froh durch den Wald
der Kuckuck ruft laut Wal kuk
und der Kuckuck ruft es aus.
Kuckuck Kuckuck ruft aus dem Wald,
jodelt und findet bald hie und da
was
findet er was so macht es ihm Spaß,
tanzen und springen kuckuck Kuckuck
wird es nun bald Frühling.

(71) Der Winter

Helmut hört zur Weihnachtszeit
Kinder alle = seid bereit =
und wollen wir auch einsam sein.

und läßt das liebe Englein rein,
so weiß wie auch die Flüglein
sind.“
ist auch der Schnee du liebes Kind.

(72) weiß

weiß ist der Schnee. Weiß ist das Eiweiß
weiß ist der Tote nicht, weiß sind die Karpfen.
weiß ist der Anzug, weiß sind die Blumen.
weiß ist der Ton der Farbe. Weiß sind die Russen.
weiß ist schön, weiß sind die Fische
weiß bleierne Eier, weiß sind die bleiernen Eier
weiß ist sehr gut. so manches Ei ist weiß.
weiß ist nicht schwarz,
weiß ist nicht hell,
weiß ist auch nicht blau,
weiß ist der Himmel.

(73) Blau

Blau ist die Bibl im Hafen.
Blau ist der Himmel
und blau sind die Sterne.
blau ist das Band der Marine
blau ist das Land am Meere
blau ist der Strand der Donau
blau ist die Donau so blau

blau ist die Sonne das Bild
blau sind die Schwerter und der Schild.

(74) Die Maus

Die Maus ist ein Feldtier
sie lebt hinter den Schranken
des Bahnhofes, und sitzt in der
Erde.

Es nährt sich von Kukuruz
und Stroh von Mais und Hafer
daher der Name Maus.

Die Maus ist ein Plagetier
und bohrt Löcher in die Erde.

(75) Die Orchidee

Die Orchidee in dem Lande
wo die Zitronen blüht, im Bau.
dort wo sie welkt und auch gedeiht,
dorf wo die Nelken blühn. und ver-
blühn.

die Orchidee ist schön,
groß und kein Halm daran,
ist die Orchidee groß,
und riecht auch famos.

Ton

(76) Der ~~Tod~~ Ton¹

ist der Ton gefällt mir
ist der Ton groß artig.
Der Ton ist hübsch.
Der Ton macht sich großzügig.
Der Ton ist groß spitz.
Der Ton ist laut. Die ist schön.
Der liebe Ton ist artig.
Der Ton ist schön.
guter ist der Ton.

(77) Der Götze

Der Götze sitzt am Wagen und
schaut die längste Zeit lang.
Der Götze ist schnell, macht immer
das verkehrte von dem was ist.
sitzt er z. B. am Wagen so läuft
er hin und her.

(78) Der Mond

Der Mond – am Himmel stets
Begleiter der Erde ist,

¹ Von Alexander selbst gewählter und in der hier wiedergegebenen Art spontan korrigierter Titel.

wird Alt und Jung zugleich.
Je wenn es kälter wird die rote
 Sichel rundet sich.
Der Mond, das Monat ältert
 sich.
Das zwölfte Mal dann ist es zu Ende.

(79) Das Freudenhaus

Das Freudenhaus ist gut und
 gross.
Ist für Musik gebaut, und
 steht allen Menschen
 offen.

(80) Der Krieg

Der Krieg zerfetzt die Häuser
und reisst die Mauern um;
Und soll es auch mit den
Maschinen und mit den Men-
 schen tun.
Der Mensch legt die Minen,
Panzer rollen vor. –
Der Mann beherrscht die Waffen
 und schießt aus dem Rohr.

(81) Die Seerose

Die Seerose blüht am See.
Sie ist weiss wie Schnee.
Die Rose ist ein Spiel mit dem
Wasser.

(82) Mein Name

Mein Name ist gegebenes Sinnes
der Stolz, sein Angebot.
Er ist das Ziel und Anfang bloss.
wie er geschaffen in Aug' und Ohr

(83) Alexander

Alexander ist ein Prophet des Mittelalters,
der es ermöglicht Gottes Vers
zu ebnen. –
Landen in der See des Südens Italia

III. Lyrische und schizophrene Sprachphänomene

Interpunktion

Bei der Interpunktion hält sich Alexander teilweise an das Konventionelle, setzt sich aber auch vielfach über die Regeln hinweg, und zwar entweder indem er sie nicht beachtet oder aber sinnwidrig anwendet.

Im Gegensatz zum Beistrich, den Alexander stiefmütterlich behandelt, gebraucht er den Punkt mit großer Vorliebe. Seine Sätze sind kurz, selten länger als eine Zeile, und werden meist mit einem Punkt beendet. Viele Gedichte enthalten kein Komma, in einigen findet sich jedoch hinter jeder Zeile ein Punkt.

Nicht immer allerdings soll der Punkt aus Alexanders Feder Abgeschlossenheit ausdrücken und dem Leser eine Ruhepause gewähren. Manchmal steht er nur deshalb da, damit man sich daran stoße: »Der Elefant geht auf. den Zehen« (42)¹. Es ergibt sich so ein eigentümliches Stakkato, welches auf unvollständigen Sperrungen beruht. Die Unterbrecherfunktion des Punktes ist noch deutlicher, wenn das darauf folgende Wort mit großem

1 Die in runden Klammern stehenden Zahlen verweisen auf die Gedichte Alexanders auf den Seiten 157 bis 191

Anfangsbuchstaben geschrieben wird: »Hell lesen wir am Nebelhimmel wie dick die Wintertage. Sind« (6).

Gegenüber dem Punkt treten die anderen Satzzeichen bei Alexander in den Hintergrund; gelegentlich wendet er zwar auch Beistrich, Strichpunkt, Fragezeichen, Rufzeichen, ja Apostroph und vor allem Gedankenstriche sehr geschickt an; manchmal ist die Zeichensetzung ungewöhnlich, z. B. »d'sich« (6); und oft hat man den Eindruck einer Spielerei ohne tieferen Sinn, besonders bei Hervorhebungen und Anführungszeichen: »Der Elefant ist *gleichviel* im Zirkus wie auch Schönbrunn« (42); »er *befindet* sich, in Schönbrunn« (42); »da hieß es nur ein Anfang nit ›die‹ Liebe-liebe ist es nicht« (7); »Ja da brechen wir zusammen, wenn der – ›Mensch‹ – die Menschen sieht« (11). Eigentümlich auch die Parenthesen: »und weinend jeder Morgen bricht die Frau. (Ahn)« (53); »Das Augenlicht die Farbe auch. (Hu)« (58).

Zusammenfassend kann man sagen, daß sich in der ungewöhnlichen Fülle der Satzzeichen und ihrer teils treffenden, teils inadäquaten Anwendung eine formalistische Tendenz offenbart. Gerade das letztgenannte Beispiel weist auf den Ursprung dieser Erscheinung hin. »Hu« ist Interjektion, Ausruf, Affektäußerung. Und dieses Emotionell-Expressive wird eingeklammert! Beim Schizophrenen gerät durch die innere Erregung der Vorstellungsablauf und dessen sprachliche Fixierung in Unordnung. Die Satzzeichen sind Elemente der Ordnung, die den brodelnden Fluß der Gedanken eindämmen sollen.

Groß- und Kleinschreibung

Auch in der Groß- und Kleinschreibung geht Alexander oft seine eigenen Wege; so nimmt er sich gerne die Freiheit, nach einem Punkt den folgenden Satz mit kleinem Anfangsbuchstaben zu beginnen. Oft steckt eine bestimmte Absicht oder Tendenz in seinen Fehlern, so daß sie nicht völlig sinnlos scheinen.

Eigenschaftswörter, die Alexander mit dem folgenden Hauptwort besonders verbinden will, schreibt er groß. Normalerweise entstehen dadurch Eigennamen, welche Einzelbegriffe bezeichnen (die Alte Welt, das Neue Testament, die Heilige Nacht). Für Alexander ergibt sich so eine Möglichkeit, auf diskrete Art Neologismen zu bilden: »Stumme Sandweit« (30), »Blaue Blätter« (14), »Die Graue Ahnung« (20), »der *Ehernen* Wälder« (15), »der Schöne Busch« (23).

Auch wenn ein klein zu schreibendes Wort durch stärkere Betonung hervorgehoben werden soll, wird es von Alexander nicht selten groß geschrieben: »es Lebe die Liebe« (21); »und Jeder hat ein Gesicht« (36); »Die Maske ist Sehr schön« (37). Manchmal werden allitierende Wörter durch übereinstimmende Groß- oder Kleinschreibung noch enger miteinander verknüpft: »Am Hause roter Hahn einsteht, das Heute noch vor kurzem Ein Haus gewesen ist« (24); »Es sprang von Alles zum Ast« (28); »Das Zebra Zieht ...« (66); »groß« – »grütze« (10). Bei der perseverierenden Wiederholung eines Wortes schreibt Alexander dieses Wort meist einmal groß und einmal klein: »der Der Tag ist der

Traum« (1); »Dir Zur Tür zur herein« (4); »viel sahen
Sahen waren darunter« (39).

»das verkehrte« (77) und »nächstenliebe« (21) werden
klein geschrieben; auch bei Fremdwörtern und haupt-
wörtlich gebrauchten Neologismen verwendet Alexander
gerne einen kleinen Anfangsbuchstaben: »apparat« (12),
»helo barde« (22), »das gußen« (44), »grote« (55).

»Der Himmel ist blau, gold sind die Sterne weiß sind
die Wolken. Das blieb so immer« (62). Hier liegt ein
überzeitliches Imperfekt vor, dessen Feierlichkeit mit
der Großschreibung nicht schlecht zusammenpaßt.

Überkorrektheit

Bisweilen stößt man bei Schizophrenen auf eine seltsame
Akririe und ungewöhnliche Exaktheit der Wiedergabe.
Ihre Überkorrektheit korrespondiert mit einer Neigung
zu willkürlichen Abänderungen, welche sich manchmal
den Anschein von Unwissenheit gibt.

Bekanntlich bereitet die Dehnung von Vokalen und
die Verdoppelung von Konsonanten Kindern und Unge-
bildeten oft Schwierigkeiten. Da sie von ihrer Schwäche
wissen, kommt es auch stets zur Überkompensation: Vo-
kale werden gedehnt und Konsonanten verdoppelt, wo
keine Notwendigkeit dazu besteht. Im Brief einer Frau,
welche auf dem Gebiet der Rechtschreibung unsicher
ist, findet sich »imer« statt »immer«; dafür heißt es zwei
Zeilen weiter: »höfflich«. In einem anderen Schreiben
einer geistesgesunden, einfältigen Person stehen die Bil-

dungen »häten« statt »hätten«, »das« statt »daß«, »den« statt »denn«, »wen« statt »wenn«, »dan« statt »dann«; dafür aber auch: »ihn« statt »in«, »mann« statt »man«, »herraus«, »ohneien« und: »Werthe Dierecktion«.

Den gleichen Erscheinungen begegnet man in den Schriftstücken mancher Schizophrener. Die überkorrekte und die fehlerhafte Rechtschreibung sind beim Schizophrenen jedoch fiktiv, gemacht.

Folgende Schreibweisen stammen von einem schizophrenen Kranken: Luhftwahfe, Kohrbohrahrl, Fehlwebel, Feldwehbel, Fähnerich, Fehnerrich, Hauhbtman, Gehneral, Generahl.

Eine genauere Betrachtung der Schriftstücke Alexanders zeigt klar, daß er die Rechtschreibung ausgezeichnet beherrscht. Seine schweren Verstöße gegen die Orthographie sind kein einziges Mal (auch nicht bei »heer« oder »Pförter«) auf Unkenntnis oder mangelhafte Aufmerksamkeit zurückzuführen.

Wiederholt schreibt Alexander »den« statt »denn«, immer wieder schreibt er »ihm« statt »im« und umgekehrt; wir finden folgende weitere defekte Bildungen: »must«, »genant«, »überascht«, »weis«. Ihnen steht eine größere Zahl »überkorrekter« Schreibweisen gegenüber: »Wahld«, »stehltzt«, »Ziegarrette«, »Zwergck«, »partzifall«, »Autokollonne«, »fasst«, »allüberraall«, »ellegant«.

Die schizophrene Hyperkorrektheit ist eigentlich eine Pseudokorrekttheit. Der Kranke beweist damit, daß er auf gewisse Vorschriften – welche meist überhaupt nicht so sehr in das Blickfeld treten – genau achtet; er persi-

fliert sie, so daß die Fragwürdigkeit dieser Regeln zutage tritt, das Reguläre zum Irregulären und die Form zur Unform wird. Formalismus wird zur Deformation. Auf diesem Prinzip beruhen verschiedene poetische Effekte der schizophrenen Sprache.

Figurengedichte

Technopagnien (*τεχνοπαίγνια*) sind Gedichte, deren Schrift- oder Druckbild die Figur eines Gegenstandes, ein Herz, ein Kreuz, ein Ei, einen Baum, eine Pyramide nachahmt. Die Tradition dieser Bilderlyrik hat ihren Ursprung im Hellenismus des 3. Jahrhunderts v. Chr., und ihre Ausläufer reichen bis zu Arno Holz und Christian Morgenstern. Aber auch in der persischen Poesie kennt man metrische Kompositionen, die durch verschiedene Anordnung und Färbung der Schrift Bilder für das Auge ergeben¹.

Schizophrene vermengen oft Schriftzeichen und bildliche Darstellungen, bisweilen verleihen sie ihren Schriftstücken durch besondere Zeilenführung bildhaftes Gepräge. Bekannt sind die Briefe Schizophrener in Spiralenform. Alexander stellte keine eigentlichen *carmina figurata* her, manche seiner Gedichte zeigen jedoch ein merkwürdiges Zeilenbild. Es finden sich symmetrische und asymmetrische Gestaltungen.

1 G. v. Wilpert, Sachwörterbuch der Literatur. 3. Aufl., Stuttgart 1961.

So beginnt das Gedicht ›Sommer‹ (4) mit drei Zeilen von ungefähr gleicher Länge, die vierte Zeile besteht aus einem einzigen, einsilbigen Wort, es folgen wieder drei Zeilen, die etwa so lang wie die ersten drei sind. In dem Gedicht ›Die Pyramide‹ (49) ist dagegen die mittlere Zeile nicht die kürzeste, sondern sie ist beträchtlich länger als die vier vorausgehenden und die vier folgenden, welche ziemlich gleich lang sind.

Daß Alexander tatsächlich auf das Zeilenbild achtet und die konventionelle Form verändert, läßt sich an Gedichten wie ›Die Uhr‹ (47) erkennen. Hier beginnt die erste Zeile weiter links als die folgenden Zeilen. In dem Gedicht ›Die Wolken‹ (35) sind die ersten drei Zeilen gegenüber den folgenden sechs verschoben.

Asymmetrische Bildungen ergeben sich aber vor allem durch die Setzung der abschließenden Worte. Die letzte Zeile ist oft sehr kurz, aus einem oder zwei Wörtern bestehend. Sie hat entweder denselben Abstand wie die übrigen Zeilen vom linken Rand (34, 43, 66), oder aber sie ist ganz nach rechts gerückt (29, 32, 68), und manchmal ist dann noch ein allerletztes Wort unter die letzten zwei oder drei Worte gesetzt (31, 53, 79), so daß der Abschluß dieser Gedichte briefähnlich wirkt.

In einem gewissen Gegensatz zu den Gedichten mit auffälligem Zeilenbild steht das Gedicht ›weiß‹ (72), dem man nicht anmerkt, daß es auf ungewöhnliche Art geschrieben worden ist, nämlich so, daß jede Zeile zunächst nur aus einem einzigen Satz bestand. Nachdem Alexander »weiß ist der Himmel« geschrieben hatte und damit am unteren Rand des Papiers angelangt war,

drehte er es nicht wie sonst um, sondern schrieb von oben beginnend in jede der ersten sieben Zeilen noch einen Satz, welchen er in gleicher Höhe unmittelbar an den vorhergehenden fügte (Abb. unten).

schrieb.
schrieb ich das Tücher. schrieb ich das Gesicht
schrieb ich das Tücher. schrieb ich die Korymben.
schrieb ich das Augenzug, schrieb ich die Linsen.
schrieb ich das von der Farbe. schrieb ich die Korymben.
schrieb ich die Pfeiler. schrieb ich die Lippe
schrieb ich die Pfeiler. schrieb ich die Pfeiler.
schrieb ich die Pfeiler. schrieb ich die Pfeiler.

Verkleinertes Faksimile der Handschrift Alexanders (vgl. S. 187)

Alexander hat beim Schreiben seiner Gedichte keine kunstvollen Figuren geschaffen, und doch bekundet er auch auf diesem Gebiet seine eigenwillige und konstruktive Haltung.

Von einer schizophrenen Patientin Pfeifers¹ stammen die beiden folgenden Gedichte, deren Zeilen streng symmetrisch angeordnet sind:

1 Pfeifer, R. A., Der Geistesranke und sein Werk. Leipzig 1923

Die Wachsamkeit des Gewissens

Das Talglicht für die Nacht
Den Samen für die Acht. Das ist des Menschen »Glücksstern«
Des Klugen Wacht.
Drum breite Du als Gärtner, als Bruder
Von Christenmark den Abendstern
Für das Gedeihn, zur Triebkraft
Den Spargel als Kern.
Man spricht in Bergungstolz
Und Sichtung den Ordnungsruf
Glück auf!

Die Geduld

Hinter strahlenden Sternen am Himmel,
Weit hinter den Wolken stehen auch wir.
Treue unvergeßliche Worte erhalten
Die geschriebenen, die uns dereinst krönen
Die Zierde der Versöhnlichkeit
Die Erlösung.
Worte, die einst die Krone tragen
Die Unvergeßlichkeit
Die Krone wird die erlösende Tugend
Zur Herrlichkeit Gottes.
Die reifen, bußfertigen Früchte der Gerechtigkeit
Werden wir bis zum Throne der Ewigkeit haben.
Die untergebene Demut
Geduld

Buchstabenzauber

Buchstabenkünsteleien, Alphabet- und Zahlenmagie sind uralte formale Manierismen, manieristische Grundformen. Buchstaben- und Wortverdrehungen findet man auch in den Schriftstücken schizophrener Kranker. Oft hat dieses eigentümliche Hantieren mit Buchstaben weder Zweck noch Motiv, sondern ist auf das Wechselspiel von Iterationstendenz und Gegenantrieben zurückzuführen.

Man braucht nur flüchtig die Gedichte Alexanders durchzusehen und kann feststellen, welche große Rolle Alliteration und Assonanz darin spielen. In dem neun Zeilen langen Gedicht ›Das Leber‹ (21), welches 30 Hebungen enthält, alliterieren 15 mit dem Anlaut l, 6 mit h; allerdings sind die alliterierenden nicht immer verschiedene Wörter (Leben, liebe, leben, Leibe, Leben, lieb, Leben, Leben, länger, langsamer, Lebe, Liebe, langsames, Leben, lang; Hühner, Herzen, Hunde, Herzen, Himmel, heer). Im Gedicht ›Ein schöner Mond‹ (13) alliterieren 7 von 33 betonten Silben mit dem Buchstaben M (Mund, Mond, Mann, Monde, Mumps, Mond, Mum). Oft handelt es sich hierbei nicht einfach um Alliteration, sondern um Paronomasie, worauf wir gleich zurückkommen werden. Dennoch läßt sich aus nahezu jedem einzelnen der Sprachgebilde Alexanders eine Fülle von Stabreimen herausheben, jener wohl ältesten Form der Sprachbindung überhaupt.

Im Gedicht ›Der Morgen‹ (2) fehlt, wenn man vom Titel absieht, das o, während es im Gedicht ›Das

Kreuz« (22) vorherrscht. Man nennt eine Schreibart, die absichtlich einen oder mehrere Buchstaben meidet, leipogramatisch. Das ist eine manieristische Spielerei. In den erwähnten Texten dürften von Alexander jedoch eher unbewußt klangmalende Wirkungen angestrebt worden sein.

Ausgesprochen präventiös wirken dagegen gewisse Buchstabenversetzungen. So entfernt Alexander einen bestimmten Buchstaben aus dem einen Wort und fügt ihn in ein anderes ein: »Da hohl ich meine Frau und ißt sein mal« (31). Es entstehen dadurch zwei neue, wohl nicht in den Zusammenhang passende, aber immerhin gebräuchliche Wörter. Einen ähnlichen Effekt erzielt er auch auf einfachere Weise, indem er z. B. ein Dehnungs-h einfügt, wo es nicht am Platze ist, und ein Dehnungs-e wegläßt, wo eines hingehört: »der Mumps der ihm Walde ein Lid erzählt« (13).

Alexander verstellt aber auch Buchstaben, wenn das Ergebnis vom Üblichen noch weiter abweicht. In dem Gedicht ›Die Liebe‹ (7) heißt es: »was fehlte im hder liebe Hauch.« Hier ist das h aus »ihm« entfernt und dem unmittelbar folgenden Wort vorangestellt worden. Aber »hder« ist in diesem Kontext nicht völlig sinnlos; es nimmt das H aus dem Worte »Hauch« vorweg und unterstreicht, ebenfalls klangmalend, dessen Bedeutung (die beiden Wörter alliterieren nicht, da »hder« unbetont ist). Die letzte Zeile des Gedichtes lautet: »Wo auch st „ein leiser Hauch“.« Hier ist kein Buchstabe verstellt, sondern das i einfach weggelassen worden. Daraus ergibt sich zunächst eine verfremdende Wirkung,

gleichzeitig aber wird »st« mehrdeutig, erinnert nicht nur an »ist«, woraus es entstand, sondern läßt auch die Interjektion »pst!« (»still!«) anklingen. Zusammen mit dem folgenden durch Anführungszeichen hervorgehobenen »ein leiser Hauch« schafft es eine eigentümliche Atmosphäre.

Verblüffend wirkt folgende Buchstabenverstellung:
»uEer Alexander« (S. 151).

Kunstvoller ist es, durch Weglassen eines einzigen Buchstabens neue Worte hervorzuzaubern (Kaimata):

Eine zarte Hand rauscht
Eine zarte Hand raucht. (64)

Es seien hier auch die merkwürdigen Zusammenziehungen und die noch sonderbareren Zerreißungen von Wörtern, die wir bei Alexander gelegentlich beobachten, erwähnt: »vorsieh« (27), »labsalin« (27), »hell e« (4), »hell es« (19), »groß artig« (76) sowie die ungewöhnliche Art abzuteilen:

»stimungsvollen« (63).

In den Gedichten Alexanders spielt die Paronomasie (annorninatio) eine große Rolle. Man versteht darunter die Häufung verschiedener Flexionsformen desselben Wortes und seiner Ableitungen sowie die Wiederholung gleichklingender und anklingender Wörter: »Ehe man die Ehe spann ...« (26); »Ich bin schön meine ich; meine

Sorge« (22); in jedem der beiden Sätze sind je zwei Wörter homonym. Weitaus häufiger bilden allerdings Homoionyme (bloß ähnlich klingende Wörter) die Paronomasie: »Je wenn es kälter wird die rote Sichel rundet sich. Der Mond, das Monat ältert sich« (78). Gleich drei anklingende Wortpaare schmücken diese wenigen Zeilen: kälter wird – ältert sich, Mond – Monat, Sichel – sich (dazu kommen die Alliterationen wenn – wird, rote – rundet). Hier einige weitere Beispiele von Paronomasie: »Schwarz ist der Tag Täglich sehe ich Schwarz« (19); »langsames Leben ist lang« (21); Wälder – Blätter – Behälter (16); Sandweit – Sandwiches (30); ist – ißt (31); Känguruh – Ruh (44); Auge – Augen-Liebe -Augenlicht – Augenfarbe – Augenfarbe-Licht (58); höhle – augenhölle (59); Autokollonne – Koloß (61); Muse – Musik (63); welkt – Nelken, blühen – verblühen (75).

Ergibt sich aus dem Gleichklang ein Doppelsinn, dann entsteht das eigentliche Wortspiel. Nicht selten wird von Schizophrenen durch Abänderung der Rechtschreibung Ambiguität erzeugt. So lasen wir in den Aufzeichnungen eines schizophrenen Kranken: »Die Viehlosophische einschichterrung und untertrückung«, »Die Dieblomatischen erreignisse aller herkunft«, »Pösemistische Elemente«. Alexander zeigt für diese Methode weniger Vorliebe. In dem Gedicht ›das auge‹ (59) finden sich drei verschiedene Schreibweisen von »sieht« (»sieht«, »siht« und »sieght«); mindestens eine davon ist doppeldeutig: »und der sieght verliert das haar und das ist weiss.«

Man ist immer wieder geneigt, alle manieristischen Kunstmittel, besonders aber die Paronomasie und das Wortspiel als Erzeugnisse eines spitzfindigen Intellekts zu betrachten; das ist unzutreffend. Sie entspringen wohl einer intellektualistischen Geisteshaltung. Ihr abundantes Vorkommen in den Sprachgebilden der Schizophrenen beweist aber, daß alle diese Stilmerkmale und Figuren, die uns schon die Grammatiker der Antike ins Bewußtsein gehoben und damit scheinbar zur freien Verfügung gestellt haben, zu den Sprech- und Sprachautomatismen gehören, die in jedem Menschen angelegt sind und nur eines gewissen Anstoßes bedürfen, um in Tätigkeit zu treten.

»Der Traum ist klares Licht«

Der Mensch spricht und denkt uneigentlich, metaphorisch. Metapher, μεταφορά, translatio, bedeutet »Übertragung«. Man überträgt die Bezeichnung menschlicher Körperteile auf leblose Dinge: die »Augen« eines Würfels, der »Rücken« eines Buches, der »Hals« und »Bauch« einer Flasche. Oder es werden Bezeichnungen für die Eindrücke eines bestimmten Sinnesgebietes auf die eines anderen Sinnes übertragen: »schreiende« Farben, ein »heller« Ton, ein »süßer« Klang. Alle diese Ausdrücke sind nicht in ihrer eigentlichen, sondern in übertragener Bedeutung gebraucht.

Schon seit dem Altertum geht die Schulmeinung dahin, die Metapher sei ein abgekürzter Vergleich.

Man verwende dabei ein Wort auf Grund einer Ähnlichkeit in der Bedeutung eines anderen. Der Ausruf »Du Schlange!« sei nichts anderes als die unter Wortersparung geäußerte Feststellung: »Du bist falsch wie eine Schlange.« Während beim Vergleich immer *neben* den Gegenstand (Du = comparandum) das Bild (Schlange = comparatum) gesetzt und auch noch der Vergleichspunkt (Falschheit = tertium comparationis) angegeben wird, setze die Metapher das Bild *statt* des Gegenstandes.

Im Alltag sind wir uns nicht bewußt, daß wir in Bildern reden. Wir sagen, er »grübelt«, stellen uns dabei aber nicht vor, daß er »in etwas herumgräbt«. Die unzähligen metaphorischen Ausdrücke unserer Sprache sind mit fixen Bedeutungen verknüpft, haben jedoch ihre Anschaulichkeit eingebüßt. Man muß sie als verblaßte, abgenutzte oder tote Metaphern von der poetischen Metapher unterscheiden. Nur sie erzielt die Wirkung einer Metapher beim Hörer, weil sie den Gegenstand in eine neue Atmosphäre hüllt.

Immer schon glaubten die Dichter, auf die Metapher ein besonderes Anrecht zu besitzen. Gottfried Benn¹ hat vier Symptome genannt, welche zeigen, daß ein Gedicht von 1950 hinter seiner Zeit ist. Eines dieser Symptome sei das »Wie« (»Wenn Sie also in Zukunft auf ein Gedicht stoßen, nehmen Sie bitte einen Bleistift wie beim Kreuzworträtsel« ... »beachten Sie, wie

1 G. Benn, Probleme der Lyrik. 7. Aufl., Wiesbaden 1961.

oft in einem Gedicht ›wie‹ vorkommt«). Wie, oder wie wenn, oder es ist, als ob, das seien Hilfskonstruktionen, meistens Leerlauf. »Dies Wie ist immer ein Bruch in der Vision, es holt heran, es vergleicht, es ist keine primäre Setzung.« Für Rilke wird eine Ausnahme gemacht. Er »war ein großer WIE-Dichter«. Aber prinzipiell sei das »Wie« immer ein Einbruch des Erzählerischen, Feuilletonistischen in die Lyrik, ein Nachlassen der sprachlichen Spannung, eine Schwäche der schöpferischen Transformation.

Um mit der Zeit zu gehen, heißt es also, Vergleiche meiden und Metaphern suchen. Es gibt Techniken der Metaphernbildung; ihnen verdanken wir die artifizielle, berechnete und ausgeklügelte Metapher. Die ursprüngliche Metapher ist dagegen eine Offenbarung des Unbewußten und ein Mittel der Bewußtwerdung.

Wie das Symbol kommt die ursprüngliche Metapher durch Bildagglutination zustande. »Du Schlange!« ist kein abgekürzter Vergleich, sondern gefühlsstarke Bildverschmelzung. Wenn wir sagen, »die Sonne lacht«, wird nicht das Lachen des Menschen auf die Sonne übertragen. Es bricht vielmehr das physiognomische Erleben durch, welches primärer Weltbezug ist und von der gegenstandsbezogenen Wahrnehmung nur verdrängt und überlagert wird. Schon der Terminus »Metapher« = »Übertragung« ist irreführend. Er beruht auf der intellektualistischen Deutung eines Sprachphänomens ohne Berücksichtigung seines genetischen Aspektes. In Wirklichkeit wird in den ursprünglichen Metaphern weder verglichen noch übertragen, sondern

es ballen sich Vorstellungen zusammen, verdichten sich und verschmelzen miteinander.

Neben den Figuren der Ähnlichkeit (Metaphern) kennen wir Figuren der Berührung (Metonymien).

Metonymie, μετωνυμία, bedeutet »Umnennung« oder »Vertauschung«: man gebraucht ein Wort in der Bedeutung eines anderen auf Grund eines räumlichen, zeitlichen oder ursächlichen Zusammenhanges. Die metonymisch dargestellten Verhältnisse lassen sich logisch und quantitativ analysieren. Während durch die Metapher das Entfernteste miteinander verbunden wird, bleiben bei der Metonymie Figur und eigentlich Gemeintes im gleichen Vorstellungskreis. Es steht ein kennzeichnender Teil für das Ganze (Herd oder Dach für Haus), die Gattung für die Art (Katze für Löwe), ein Ding für ein ihm benachbartes (Leibchen, Ärmel), das Wirkende für das Bewirkte (Zunge für Sprache), der Ausgangsstoff für das Produkt (Traube für Wein) oder der Autor für das Werk (Homer lesen).

Man hat die Vermutung geäußert, daß Metonymie und Metapher die charakteristischen Strukturelemente zweier dichterischer Typen seien: durch Kontiguität assoziierende Dichtung, die das Naheliegende miteinander verbindet, und eine durch Vergleiche assoziierende Dichtung, die eine Vielfalt disparater Erscheinungen zusammenfügt. Auf barocke Weise kann die Wahrheit durch analoge Bilder, aber auch durch Verkoppelung von Widersprüchen ausgedrückt werden. Der klassische Geist liebt klare Unterscheidungen und vernunftgemäßes Fortschreiten, also metonymische Bewegungen. Der

barocke Geist beschwört ein Universum vieler Welten, die alle in unvorherbestimmbarer Weise miteinander in Beziehung treten¹.

Nicht die Verwendung der Metapher ist manieristisch, sondern der Metaphorismus, die exzessive Verkettung von Metaphern und die besondere Bevorzugung der »Oppositions-Metapher«².

Wir haben Formalismus, Deformation und Symbolismus die drei Hauptmerkmale des bildnerischen Gestaltens der Schizophrenen genannt³. Formalismus, Deformation und Metaphorismus sind bezeichnend für die schizophrene Sprache. Wie jedoch schon die Verse Alexanders zeigen, ist hiebei nicht ein Überwiegen metaphorischer Ausdrücke gegenüber metonymischen entscheidend, vielmehr charakterisiert schon der gelegentliche Metaphorismus den schizophrenen Stil, mögen auch in anderen sprachlichen Äußerungen metonymische Figuren vorherrschen.

Das absichtsvolle, bewußte, ja raffinierte Gestalten spricht nicht gegen die schizophrene Genese eines Werkes. Dies gilt auch für die Metaphernbildung. Es ist im Gegenteil das Artifizielle, Gemachte, Konstruierte typisch für die schizophrene Geistesstörung. Die Grundstörung der Schizophrenie betrifft ja nicht die Vernunft, sondern die Integration von Emotion, Intellekt und Psychomotorium.

1 R. Wellek u. A. Warren, Theorie der Literatur. Berlin 1963.

2 G. R. Hocke, Manierismus in der Literatur. Sprach-Alchimie und esoterische Kombinationskunst. Hamburg 1959.

3 Vgl. dtv-Bd. 287.

Manche Gedichte Alexanders zeigen überhaupt keine auffälligen bildlichen Wendungen. In anderen finden sich eigenwillige Metonymien, z. B. »Noten« für »Töne« (63), »Wimpern« für »Lider« (5), »Mähnen« für »Pferde« (2). Die Interpretation dieses letzten Beispiels geht aus dem Kontext, welchem es entnommen ist, allerdings nicht mehr eindeutig hervor. Die Figur bleibt rätselhaft. Das Moment der räumlichen Nähe eines anderen Körperteiles spielt vielleicht bei dem seltsamen Gebrauch des Wortes »Knie« in dem Vers »und nichts im Knie der Dame war« (13) eine Rolle. Jedenfalls scheint es erlaubt und von heuristischem Wert, wo Schizophrene ein gebräuchliches Wort in ungewöhnlicher oder unverständlicher Bedeutung verwenden, zu fragen, ob hierbei metonymische Prinzipien wirksam gewesen sind.

Alexander verwendet gebräuchliche Metaphern: »das Feuer ein heiliger Strauch« (24), aber auch ungewöhnlichere: »Der Ruf der Farben« (17), »Die Rose ist ein Spiel mit dem Wasser« (81), und solche von großer Seltsamkeit: »ein Hase war ein lieber Kuß« (5), »Der Mund einer Dame am Himmel stand« (13). Die absurde Metapher hat etwas Zauberhaftes an sich und wirkt besonders schizophran.

Alle Kriterien des extremen Metaphorismus erfüllt Alexanders Gedicht »Der Traum« (1), welches aus einer Kette absurder Metaphern besteht, die eine »Oppositions-Metapher« umfaßt: »Der Traum ist klares Licht.«

Es wäre aber falsch, den Metaphorismus an sich als pathologisch zu betrachten. Es liegt darin immer ein Versuch, Unaussprechliches zu bewältigen. Der Mensch

spricht und denkt eben uneigentlich, metaphorisch: die Wirklichkeit erfaßt er in Metaphern, seine Metaphern werden Wirklichkeit, die Wirklichkeit ist Metapher.

Das Oxymoron

Unter Oxymoron (ὀξύ-μωρος = spitz-dumm) versteht man die Verbindung zweier dem Wortsinn nach einander widersprechender Begriffe, meist in addierender Zusammensetzung: traurigfroh (Hölderlin), Helldunkel, Haßliebe; oder als Contradictio in adjecto: bittere Süße, beredtes Schweigen, armer Krösus, alter Knabe, geschäftiger Müßiggang, kleinere Hälfte. Das Oxymoron ist oft wirkungsvoll mit Alliteration oder Paronomasie verbunden: concordia discors, sinnvoller Unsinn. Es findet sich häufig in der Sprache antiker Rhetorik, der geblühten Rede des Mittelalters, der Mystik und des Barock, und soll Gefühlsmäßiges, Komplexes, Unsagbares zum Ausdruck bringen¹. Es ist ein Stilmittel manieristischer Dichtung (eisige Flamme, roter Schnee, schwarze Apfelsine)².

Alexander hat die folgenden Oxymora gebildet: »die *Ehernen* Wälder« (15), »glitzert matt« (55), »Blaue Blätter« (14). Von anderen schizophreneren Kranken stammen: silberner Sautrog, entjungferte Jungfrau, summend Geheul.

1 G. v. Wilpert, a. a. O.

2 G. R. Hocke, a. a. O.

Verfremdende Farben

Mit unrealen Farbbezeichnungen – angeblich bevorzugen die modernen Lyriker dabei das Grün – werden Akte der Verfremdung gesetzt, Dissonanzen erzeugt, denen ein Märchenschauer entsteigen soll: Schritte ergrünen ... grüne Sonne ... grünes Gold ... grüner Geruch ... grüne Musik ... Deine grünen Purpuraugen ...¹ Das Gedicht eines schizophrenen Kranken enthält folgende Ausrufe: »Ich weiß! Es grünt! Es blüht!« ... »Ich weiß! Es grünt! Die Glut!«... »Ich weiß! Erst schwarz!

Dann weiß!« ... »Es grünt urweiß!«² Hocke³ zitiert: »Die Erde ist blau wie eine Orange« (Paul Eluard), »O purpurner Schneefall, o roter Schnee« (Gongora), vor den Brunnen »ist die Begrünung geronnen« (Johann Klaj), »übergelbes Weiß« (Quirinus Kuhlmann). Bei Hugo Ball lesen wir: »zinnoberrote Musik«, »orangene Faust«⁴.

Alexander verbindet gerne abstrakte Begriffe mit bestimmten Farben: »Rot ist die Wirklichkeit und der Herbst« (14), »Die Graue Ahnung« (20), »Das Leben der Hühner ist rot. Das Beben der nächstenliebe ist rot« (21). Auch er gibt sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen ungewöhnliche Farben: »blau sind die Sterne ... blau ist die Sonne« (73). Und er liebt gerade bei den Farben

1 H. Friedrich, Die Struktur der modernen Lyrik. Hamburg 1956.

2 R. A. Pfeifer, a. a. O.

3 G. R. Hocke, a. a. O.

4 Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts, a. a. O.

paradoxe und tautologische Feststellungen: »Die Hoffnung ist schwarz Die Hoffnung ist immer weiß« (52). In dem Gedicht von Kurt Schwitters ›An Anna Blume‹ heißt es: »Blau ist die Farbe deines gelben Haares³.« Bei Alexander: »Rot sind manche Blaue Blätter« (14) und »Schwarz ist der Farbe hell es Gold« (19).

»Rote Himbeeren sind rot«, schreibt Schwitters³, und Alexander: »Die rote Farbe ist rot« (14); »Grün ist ... die Farbe grün« (16); »Die Farbe ist auch Lila wenn Lila lila ist« (18). Hier klingt das Identitätsproblem aus der Ferne an.

»Der Mann im Monde sieht und grüßt«

Alles Dualistisch-Antithetische ist den Schizophrenen wesensverwandt. Manche glauben, in den Kampf zwischen Gut und Böse, Licht und Finsternis, Himmel und Hölle verstrickt zu sein. Für Alexander sind Mond und Erde die Symbole zweier Welten, einer wirklichen und einer unwirklichen.

Die Erde ist das Reale: »mit Schuhen kann man gehen hin weil Erde auch erreichbar ist« (60). In die nicht faßbare Welt der Phantasie lockt der Mond: »der Mond die Sirene im Walde einst war« (13). Alexander folgte der Lockung. »Die erste Tat vor dem Mond. Da ich noch darunter stand« (39), das heißt, da ich mich noch auf der Erde, auf dem Boden der Realität befand.

Der weiße, silberne, blasse, kalte Mond kann bergend und schützend den aufnehmen, der die laute Welt und

die Menschen, die ihm nahestehen, verlassen hat: »Der Mann im Monde sieht und grüßt« (60). Das ist Alexander selbst, ein Mondsüchtiger, ein lunatic.

»Die Maske blieb ihm«

Das Gedicht ›Die Maske‹ (37) beginnt mit den Worten: »Die Maske ist Lieb, ach wenn sie mir nur blieb«. Hierauf nennt Alexander die Maske echt, sehr schön und dicht, und am Schluß heißt es: »Die Maske blieb ihm.«

Welch merkwürdiges Erleben des eigenen Ichs! Ist sich dieser Mensch der schizophrenen Gespaltenheit wirklich in so tragischer Weise bewußt?

Viele Geisteskranke haben nur ein vages Krankheitsgefühl, einzelne gelangen jedoch zu Selbstbeurteilungen von schockierender Treffsicherheit und Klarheit. Geist und Originalität liegen oft in diesen Erkenntnissen. Manche Kranke überraschen durch ihr psychologisches Feingefühl und den richtigen Gebrauch einer Terminologie, deren Verständnis man ihnen nicht zugetraut hätte. Andere greifen nach religiösen, mythologischen, folkloristischen Bildern, um sich ihre seelische Veränderung zu deuten und zu erklären.

Schizophrene haben nicht nur die Möglichkeit, zu sich selbst und ihrer Psychose Stellung zu nehmen, die meisten ihrer Krankheitssymptome sind tatsächlich auflösbar und können verschwinden. Viele Kranke sind imstande, sich zumindest vorübergehend von Wahn und Sinnestäuschungen zu befreien und deren Irrrea-

lität zu erkennen. »Genau wie im Gesunden schizophre-
nieartige Lebensformen verborgen sind«, sagt des-
halb Manfred Bleuler¹, »versteckt sich gesundes seeli-
sches Leben hinter der Narrenmaske des schizophre-
nen Kranken.«

Wiederbringung und Abwandlung

In dem aus zwei Vierzeilern aufgebauten Gedicht »Der Traum« (1) beginnen drei Zeilen mit den gleichen Worten (Anapher, ἀναφορά = Wiederbringung): »Der Traum ist ein Papier«, »der Traum ist zur Nacht«, »der Traum ist klares Licht«; zwei Zeilen enden damit: »der Der Tag ist der Traum«, »und der Baum ist der Traum« (Epipher, ἐπιφορά = Hinzufügung); und den Schluß des Gedichtes bildet das gleiche Wort, mit dem es beginnt: »der Traum« (Kyklos, κύκλος = Kreis, Ring).

In einem anderen Gedicht, ebenfalls aus zwei Vierzeilern bestehend, beginnt jede Zeile mit den Worten »Eine zarte Hand« (64); in wieder einem anderen mit »Der Regenbogen« (48); in einem weiteren jede der elf Zeilen mit »weiß« (72) und in einem anderen Gedicht schließlich jede Zeile mit »Die Pyramide« (49). Anaphorisch sind jedoch fast alle Gedichte Alexanders, bei den hier erwähnten fällt es nur besonders auf.

Der Psychopathologe wird sich über diese Feststellung

1 M. Bleuler, Die Probleme der Schizophrenie – heute und in ihrer Entwicklung seit 50 Jahren. Vortrag, London 11. 6. 1963

nicht wundern, erblickt er doch in diesen Wiederholungen ein schizophrenes Symptom von großer Häufigkeit, nämlich die sogenannte sprachliche Stereotypie oder Verbigeration. Sie ist noch typischer in den Gedichten ›Die Wolken‹ (35) und ›Die Uhr‹ (47), in denen sich ein ganzer Satz dreimal hintereinander wiederholt (»die Wolken so groß und weit« und »Sie besteht aus mehreren Teilen«).

Sicher ist diese Wiederholungstendenz Alexanders ein Krankheitssymptom. Man darf aber nicht übersehen, daß die gleichen verbalen Automatismen ursprüngliche dichterische Impulse sind. Die Wiederholung ist die einfachste Art einer Ordnungstiftung. Immer wieder das Gleiche und Gleiche, dadurch entsteht Festigkeit. Die Wiederholung des Gleichen gibt einen festen Halt.

Seltener als die Anapher findet sich die Wiederbringung eines oder mehrerer Wörter am Ende aufeinanderfolgender Satzteile, die Epipher: »schön du violett. Der Ruf der Farben violett« (17).

Eine weitere Figur, die sich auf Wiederholung gründet, ist die Anadiplose (ἀναδιπλώω = verdoppeln), die Wiederbringung des letzten Wortes eines Satzes oder Verses zu Beginn des folgenden Satzes oder Verses. Sie ist häufig bei Alexander: »Die Schlauheit die Hoffnung. Die Hoffnung das Glück« (9); »Die Hoffnung drückt das Herz. Das Herz tut weh« (9); »die Farbe grün, grün sind die Wälder« (16).

Diese Iterationstendenz der Schizophrenen, die sich ja nicht nur in der Wiederholung gleicher Wörter, sondern auch auf vielen anderen sprachlichen (und außersprach-

lichen) Gebieten äußert, hat einen deutlichen Zug zur Rhythmisierung und zeigt auch darin wieder ihren ursprünglichen poetischen Charakter.

Schon die bis jetzt erwähnten Formen der Wiederbringung in den Gedichten Alexanders beweisen, daß dieses Krankheitssymptom äußerst vielgestaltig ist. Die schizophrene Sprache bewegt sich jedoch keineswegs nur in Stereotypen. Neben der Wiederholung des Gleichen beobachten wir die Vermeidung einer Wiederholung infolge von Gegenantrieben. Dadurch entstehen plötzliche Brüche, Wortfragmente und Entstellungen.

Als Alexander »die diebische Elster« schreiben wollte, strich er – offenbar durch den Vorklang des folgenden Wortes veranlaßt – das bereits geschriebene »die« und fuhr fort: »das diebische Elster liebt« (57). In dem Gedicht ›Das Eichkätzchen‹ (28) heißt es: »Der Förster sah wie es gerade schah«; auch hier scheint »schah« durch die Vermeidung der Wiederholung des »ge-« entstanden zu sein.

Dieser plötzlich einschießende Impuls, eine Wiederholung zu vermeiden, ist das extreme Gegenteil zur Iterationstendenz. Als Gestaltungsprinzip weit bedeutender ist jedoch die Variation. Wiederholung und Abwandlung sind ja zwei grundlegende Vorgänge künstlerischen Schaffens. Die Abwandlung kann geringfügig sein, in einer Abtönung, Abstufung, Abschattung bestehen, oder aber in einem harten Kontrast. Wir finden bei Alexander die nuancierende und die kontrastierende Variation.

Häufig ist die kaum merkliche Veränderung eines Satzes durch Austausch, Hinzufügung oder Weglassen

eines einzigen Wortes: »Grün sind die Wälder. Grün sind die Blätter« (16); »Das Leben ist schön ... Das Leben ist sehr schön« (8); »Der Tod ist ganz groß. Der Tod ist groß« (10).

Kontraste können auf verschiedene Weise entstehen, durch den Gebrauch eines auffälligen Wortes, eine plötzliche Änderung des Klangbildes, des Rhythmus, der Betonung. Meist gehen diese formalen Variationen mit unerwarteten inhaltlichen Wendungen, Pointen, Aprosdoketa einher. In dem Gedicht ›Gelb‹ (15) folgt auf fünf anaphorische Verse, die alle mit »Gelb ist« bzw. »Gelb sind« beginnen und eine nur geringe Variation aufweisen, die schlagende Feststellung »der Franc ist gelb. –«, hierauf aprosdoketisch: »brünnett«; und dann emphatisch: »ich *habe* einen gelben Franc gesehen.« Durch Wiederaufnahme der Anapher und mit einem Inreim stellt die letzte Zeile das Gleichgewicht wieder her: »gelb ist zum Beispiel mein Pencil.«

Wiederbringung und Abwandlung beruhigen und beleben, rufen Gleichklang und Übereinstimmung, Überraschung und Erregung hervor.

Einblendung

Die »Einblendungstechnik« ist ein Stilmittel der modernen Lyrik¹. In dem Gedicht ›Frühling‹ (3) verschränken sich zwei verschiedene Vorgänge, ja streckenweise

1 H. Friedrich, a. a. O.

verschmelzen sie miteinander, indem in die Tätigkeit eines Holzfällers das Sichfinden zweier Herzen »eingebendet« wird. Wir hören von einem Holzfäller und einem Bauern; es heißt aber: »und sie der Bauer war im Wald«. Hierauf lesen wir, daß ein »Herz ... Holz schlug«, und gleichzeitig schlägt ein Herz im andern. Wir vernehmen das »Ticktack« des Herzschlages und das Krachen und Knarren der Äste. Daran schließt sich die Auflösung der seltsam verwobenen Vorgänge, wobei das zunächst nur als leise Begleitmelodie angeklungene Liebesmotiv das vordergründige Geschehen durchbricht: »und hielt sie ganz wunderbar ihm Frühling, über's ganze Jahr.«

Wortwahl

Seltene, weithergeholte, unpassende Worte, Dialektworte, Wörter aus fremden Sprachen werden in der manieristischen Dichtkunst häufig gebraucht. Sie wirken, in eine gehobene, lyrische Sprache eingesprengt, überraschend, gewagt, schockierend oder preziös und Verwunderung erregend. Man barbarisiert und archaisiert die Sprache, nähert sie der Kindersprache an (»Dada«). Oder man pflegt einen Luxus an Nomenklatur. Gottfried Benn pflanzte der Lyrik einen neuen Wortschatz ein, welchen er der Medizin und den Naturwissenschaften entnommen hatte.

Trotz seiner sehr geringen Kenntnisse fremder Sprachen wendet Alexander Fremdwörter gerne an: Sand-

wiches, Pencil, well, viola, violetta, semi-, Franc, Dyck, iris, Hindu, Intervalle, Psalm, Koloß, elegant, famos. Seltener flicht er Dialektwörter seinen Versen ein: nit, rechteckert; oder dem militärischen Jargon zugehörige Ausdrücke: Bau (Arrest), Grütze (Verstand).

Zu seinen Lieblingswörtern gehört »da«; es kommt in zahlreichen seiner Gedichte, meist mehrmals hintereinander vor. Als Relativadverb ist es veraltet und wirkt daher geziert. Alexander leitet allerdings oft einen neuen Hauptsatz damit ein, verwendet es als Konjunktion oder überhaupt nur als Füllsel. Andere von ihm häufig gebrauchte Wörter sind: wo, auch, schön, lieb, dumm. Gar nicht so selten durchbrechen Interjektionen die Verhaltenheit seines sprachlichen Ausdrucks: Heida, Heij, Ach, Hu.

Der Nominalstil ist der Stil der Wissenschaft und der Gelehrtensprache, der Verbalstil kennzeichnet die Erzählung und den Roman. Er wird auch Stil des Expressionismus genannt. In den Sprachgebilden Alexanders lösen extremer Nominal- und extremer Verbalstil einander ab. So werden in dem Gedicht ›Die Hoffnung‹ (9) zunächst reine Nominalaussagen asyndetisch aneinandergereiht: »Die Anmut der Frau. Der Wille zur Schönheit Die Schlaueheit die Hoffnung. Die Hoffnung das Glück.« Die Verben in den folgenden drei Zeilen schaffen einen starken Kontrast: »Der Schuh drückt sehr. Die Hoffnung drückt das Herz. Das Herz tut weh.«

Einen nahezu reinen Verbalstil von starker Dynamik finden wir im Gedicht ›Das Eichkätzchen‹(28). Wir

greifen die Verben in der Reihenfolge, in der sie darin vorkommen, heraus: fand, schrack, sprang, schmor, fror, sah, schah (statt »geschah«), stach, fiel, sah, fraß, holen, schoß, traf. Merkwürdig, daß es sich fast durchwegs (mit einer einzigen Ausnahme) um einsilbige Zeitwörter in der Vergangenheit mit den Vokalen a und o handelt.

Auch das kurze Gedicht ›Der Morgen‹ (2) enthält ziemlich effektvolle Zeitwörter, während die meisten anderen Gedichte Alexanders sehr arm an echten Verben, ja fast zeitwortlos sind. Da gibt es längere Sätze ohne jedes Verb: »Die Ehe des Mannes aber auch die Frau ein gutes Blatt.« (26)

Dennoch charakterisiert nicht die nominale Konstruktion den schizophrenen Stil. Wie bei vielen anderen schizophrenen Symptomen ist vielmehr auch hier das Nebeneinander und der plötzliche Wechsel sowie die extreme Ausprägung des nominalen *und* des verbalen Stils kennzeichnend.

Ein längeres Kapitel wäre den Wortneubildungen Alexanders zu widmen. Neologismen sind ja ein bekanntes Symptom in der Psychopathologie. Sie kommen aber nicht nur bei Schizophrenen, sondern auch bei anderen seelischen Störungen und bei Gesunden vor.

Jede Wortneubildung ist zunächst Verstoß und Entgleisung. Die Wortschöpfungen Alexanders sind außerordentlich differenziert. Hier nur einige Beispiele und Möglichkeiten ihrer Entstehung.

Eine ganz unauffällige Methode, Neologismen zu bilden, haben wir bereits erwähnt. Durch Großschreibung des zu einem Substantiv gehörigen Beiworts werden die

beiden Wörter enger miteinander verbunden und stehen dann oft für einen Einzelbegriff: die Graue Ahnung, Blaue Blätter, Eherne Wälder ...

Gerne zieht Alexander auch zwei Wörter, entweder mit oder ohne Bindestrich, zu einem einzigen zusammen: Rasen-Rosen, augenhölle, Mannschaftsschild, Löwenbreiten, Pelzenmähne, Mähnensträhne. Auf diese Weise können neue, verständliche Ausdrücke entstehen.

Es gibt aber auch Wortschöpfungen, die schon etwas fremdartiger klingen und nicht auf Aneinanderreihung, sondern auf Kontamination beruhen. So ist »Brombär« (32) durch die teilweise Verschmelzung von Brombeere und Brummbär zustande gekommen; »einssteht« (24) erinnert an entstehen, einstehen und einswerden.

Andere Neologismen sind Worttorsi und entspringen einer Sperrung. So beginnt das Gedicht »Die Weihnacht« (39) mit den Worten: »Wei wa der Baum die Weihnacht naht«. »Wei« läßt sich als ein verstümmeltes »Weihnacht« (oder »weiß«), »wa« als nicht zu Ende geschriebenes »war« auffassen.

Weitere Wortfragmente sind »Tele« (12) und »Mum« (13). Apokopen auch ungewöhnlicher Art kommen in den Gedichten Alexanders nicht selten vor: »darin der Drache mit sein Mann« (34), »Die Giraffe hat ein langen Hals« (67); »stump« schreibt er statt »stumpf«, aber wohl nur um einen Reim auf »plump« zu bilden (68).

Durch Aneinanderfügung zweier Wortbruchstücke entstehen wieder Neologismen, so ging »Wal kuk« (70) aus Wald und Kuckuck hervor. Bisweilen wird an ein

Wortfragment ein Buchstabe oder eine Silbe angehängt: »Dir liebes Heij heiliges Schwert« (40) oder »Somset-Sonnenwende« (4).

Manche Neubildungen lassen sich auf Lautumstellung (Metathese) zurückführen; so verwandelt sich »Altar« in »Atelar« (27).

Dann gibt es Neologismen, deren Entstehung man sich nicht recht erklären kann, die jedoch an gebräuchliche Wörter anklingen und deren Sinn man dem Kontext entnimmt; dabei bleibt ihre Bedeutung oft etwas vage und schillernd: »panzte sich das Schwert heran« (40); »mit willen tief geprangert ist« (40).

Alexander schuf originelle Worte, die man sofort versteht, wie etwa »Stumme Sandweit« (30). Ein anderer Schizophrener schrieb: »Nach langen Widerlegungen und Dispositionen bin ich in der Lage, die Verfremdung vollkommen zu einer zeitgenössischen Gefühlsfrage auszubauen. –« Mette¹ hielt im Jahre 1928 das von dem Kranken gebrauchte Wort »Verfremdung« – heute beinahe ein Modewort – für einen schizophrenen Neologismus.

Viele schizophrene Wortschöpfungen sind allerdings formale Spielereien ohne jeden Bedeutungsgehalt. Die Neigung zur Abwandlung scheint überhaupt die primäre Ursache jegliche Neugestaltung zu sein. Bedeutung ist etwas Sekundäres. Auch Doppeldeutigkeit tritt erst dann auf, wenn man nach dem Sinn einer solchen Neuschöpfung zu fragen beginnt. Rätselhaftigkeit,

1 A, Mette, a. a. O.

Ambiguität und Rationalität sind aufeinanderfolgende Stufen in der Dimension der Bedeutungen.

Manche Neologismen bleiben uns völlig unklar, so daß wir vor ihnen ratlos stehen; man könnte sie verblüffende Neologismen nennen: »ist das gußen in dem Wald« (44); »und Spiegelscheibe heißt grote« (55). Wenn auch einzelne dieser Neubildungen an bekannte Wörter anklingen, so fördert ihre Wortsphäre doch nicht ihr Verständnis, sie werden vielmehr durch die Assoziationen, die sie wecken, eher noch unverständlicher.

Wort und Bedeutung sind eben keineswegs so miteinander verknüpft, wie es das Wörterbuch wahrhaben will. Man könnte eher meinen, daß jedes Wort für sich sinnlos sei und erst aus dem Zusammenhang seine Bedeutung erhält. Wir sind gewohnt, Wörter nur in einem bestimmten Kontext zu hören oder zu lesen, und ganz vertraute Wörter in unpassendem Zusammenhang verwirren uns wie unverständliche Neologismen: »der Mumps der ihm Walde ein Lid erzählt« (13); »war auch der eine Staatsmann dar. Der woher glüht an der Saar« (12).

So führt die Frage nach Wortschatz und Wortwahl am Ende vom einzelnen Wort weg und wieder zu den Eigentümlichkeiten des Gesamttextes hin.

Wortstellung

Die Unverständlichkeit schizophrener Sprache beruht manchmal nur auf sinnwidriger Wortstellung. Aber auch in der Dichtkunst weicht die Wortstellung häu-

fig vom Gebräuchlichen ab, so kommt es vor, daß ein Eigenschaftswort nicht bei jenem Hauptwort steht, zu dem es eigentlich gehört (Hypallage, versetztes Beiwort): »Leidvoller Zweig und trockenes Herz« (Jiménez) statt »trockener Zweig und leidvolles Herz«; oder: »mit einem blauen Lächeln seiner Augen« (Jatho) statt »mit einem Lächeln seiner blauen Augen«. Bei Alexander lesen wir: »Der Schöne Busch schreibt ein Gedicht« (23).

Manche faselig anmutende Sätze Alexanders werden klar, wenn man die Wörter umstellt: »Die Erde weil stirbt sie ab« (60) – »Weil sie abstirbt, die Erde«; »ob draußen kann da nichts entstehen« (54) – »ob da draußen nichts entstehen kann«; »Da stand der Bär davor das Lied ein Brombär und sang« (32) – »Da stand der Bär davor und ein Brombär sang das Lied«.

Aber auch eine völlig verworrene Stelle läßt sich auf diese Weise entwirren: »wie sie schimpfen und auch stehen auf uns untereinander ein« (54) – »Wie sie unter uns stehen und auch aufeinander einschimpfen«. Derartige Bildungen wirken vertrackt, die sinnverdrehende Wortstellung im folgenden Satz ergibt sich dagegen aus poetischer Notwendigkeit: »Der Regen ist gut – für jeden Hut« (50). Verändert man in diesem Satz bloß die Anordnung der Wörter, so heißt es: »Der Hut ist gut für jeden Regen.« Aber auch darin verbirgt sich ein noch sachlicherer Gehalt. Um ihn zu fassen, muß man die Pronomina austauschen: »Jeder Hut ist für den Regen gut.«

Das Apokoinu

Es gibt schizophrene Zeichnungen, in denen ein und dieselbe Linie Kontur verschiedener Gegenstände ist. Auf sprachlichem Gebiet kennen wir ein analoges Phänomen: die Satzverschränkung, das Apokoinu, wobei die letzten Worte eines Satzes gleichzeitig die ersten des folgenden Satzes sind. Die Stilfigur ist in griechischer, besonders alexandrinischer und lateinischer Dichtung häufig und auch im Mittelhochdeutschen bekannt («do spranc von dem sidele her Hagene also sprach»)¹.

Dieses Sich-Überschneiden zweier Sätze verdunkelt in den Versen Alexanders oft den Sinn: »Als einsamer Melder im Walde war ein Kuckuck ruft« (5); »ein Kuckuck« ist das Apokoinu. Oder: »die Nase in der Mitte ist. der Mund« (36); »in der Mitte ist« ist das Apokoinu. »Als mich er sah so freundlich auf uns!« (32); hier ist »er sah« das Apokoinu.

Die Konstruktion Apokoinu (ἀπὸ κοινῶ = vom Gemeinsamen) kennzeichnet die erregte Rede; infolge einer hohen Gefühlsamplitude wird Disparates verschmolzen und das in sich Geschlossene dadurch aufgelöst.

1 G. v. Wilpert, a. a. O.

Die Aposiopese

Aposiopese, ἀποσιώπησις = Verstummen. Man versteht darunter das plötzliche Abbrechen der Rede, meist infolge eines Affektes. (»Ich werd' euch ...!«, »Halt oder ...!«). Auch das plötzliche Verstummen der Schizophrenen – man spricht dabei von Sperrung – ist oft emotional bedingt. Aber der Sprechtrieb dieser Kranken ist eigentlich labil und ungesteuert, jäh einschließenden Impulsen laufen ebenso unvermutet Gegenantriebe zuwider. Die Dissoziation ist die allgemeine Voraussetzung der schizophrenen Sperrung. Andererseits wird man doch immer auch einem besonderen psychologischen Motiv nachspüren. So heißt es bei Alexander: »Der Tod ist auch.« (10), als er offenbar »Der Tod ist auch dumm« sagen wollte, aus Scheu vor der eigenen Vermessenheit seine Rede aber unvermittelt abbrach. In anderen Fällen können wir allerdings keinen bestimmten Grund für die Aposiopese angeben. Das Gedicht ›Die Wüste‹ endet: »Auch ich war einst in dieser Kim. wo auch.« (30).

Ersparung und Erweiterung

Die Ellipse ermöglicht eine knappere, straffere Ausdrucksweise, Wesentliches wird hervorgehoben und Nebensächliches weggelassen, sie ist daher ein wirksames Mittel künstlerischer Gestaltung. »Dauernd ist es der Tod« (9), »schön du violett« (17) sind elliptische Bildungen.

Alexander läßt jedoch in manchen Sätzen auch einzelne meist kürzere Wörter aus, deren Entfernung ungewöhnlich wirkt: »der Wind saust die Äste« (5); »Eine zarte Hand zierlich Eine zarte Hand begehrllich« (64). In gleicher Weise fügt er aber manchmal kurze Wörter, die überflüssig und störend sind, in einen Satz ein: »Die Farbe der Ehre ist sonst grau« (20); »Es fangt schön an das Leben. So (schön) schwer ist das es auch« (8).

Derauf S. 148f. zitierte Brief Alexanders endet mit den Worten: »Auch die gefan – gernegroß.gen.Schaft Dieb. ist bald zu Ende.?« Hier sind »gernegroß ... Dieb« sinnverhüllende und -entstellende Einschübel, welche den eigentlichen Text zu chiffrieren scheinen. Diese sonderbare Aussage dürfte auf folgende Weise entstanden sein. Zunächst wollte Alexander sagen: »Auch die Gefangenschaft ist bald zu Ende.« Eine plötzlich empfundene Scheu vor der Direktheit dieser Feststellung rief jedoch einen Gegenantrieb hervor, der den schon begonnenen Satz unterbrach, aber kein völliges Verstummen zur Folge hatte. Alexander schrieb also weiter; was er aber jetzt anschloß, mußte einerseits den Sinn des ursprünglich Gemeinten durchkreuzen, konnte aber andererseits doch nur aus dem Material bestehen, das gerade bereitet und verfügbar war. Daher der gleichlautende Anfang des Wortes »gernegroß« und der beiden Teile des Wortes »gefan ... genschaft«, zwischen die es gesetzt worden ist. »Dieb« schließlich wiederholt klanglich das vorangegangene »die«. Ob die auf solche Art assoziierten Wörter »gernegroß« und

»Dieb« auch noch einen besonderen Bedeutungsgehalt haben, ist fraglich. Wir zögern jedoch nicht, darin eine Art Selbstbeschuldigung zu erblicken, welche in schizophrener Ambitendenz dem Wunsch nach Freiheit, noch während er sich in Worte kleidete, entgegentrat.

Anspielung und Parodie

In den Anspielungen äußert sich eine gewisse Verbundenheit mit dem überlieferten Geistesgut, aber auch Abhängigkeit davon. Sie setzen beim Leser ganz bestimmte Kenntnisse voraus und bilden die literarische und soziale Atmosphäre eines Werkes.

Alexander hat ja kaum eine Beziehung zur Literatur, trotzdem enthalten seine Verse viele Anspielungen. Meist verwendet er Texte aus ihm geläufigen Liedern und Gedichten in etwas abgeänderter oder völlig unveränderter Form: »und das Wasser rauscht, und das Wasser rauscht« (6); »vom Wasser haben wirs gelernt« (23); »ein Heller und ein Batzen« (24); »Im Wald und auf der Heide, da fand ich meine Freude« (28); »Kuckuck Kuckuck ruft aus dem Wald« (70); »blau ist die Donau so blau« (73); »Die Orchidee in dem Lande wo die Zitronen blüht« (75).

Aber auch andere Anspielungen kommen vor: »Der Mann im Kinde« (26); »der partzifall« (35); »die Frau. (Ahn)« (53). Es ist aber nicht alles Anspielung, was an Literarisches erinnert: Baum: Traum (1) z. B. hat Eichendorffklang; »wie der osten so groß« (35) gemahnt

an Rilke («Und ist wie Ostwind groß»). Das sind originale Leistungen.

Vielleicht führt die Not an eigenen Einfällen auch zur Parodie. ›Der Kuckuck‹ (70) ist eine Parodie auf das bekannte Kinderlied. Auch viele andere Gedichte Alexanders haben zumindest teilweise oder versteckt parodistischen Charakter, so etwa ›Der Winter‹ (71).

Wer Anspielungen gebraucht, bewegt sich sicher im konventionellen Bereich; wer parodiert, bekundet neben der Vertrautheit mit den anerkannten Werken und Stilen noch deren Ablehnung und Verneinung. Daraus erhellt der zwiespältige und manieristische Charakter der Parodie.

Im Gegensatz zu der ungewöhnlichen Gefügigkeit mancher Schizophrener steht ihr negativistisches Widerstreben. Bald befolgen sie marionettenhaft unsinnige Aufforderungen, bald tun sie mit ungläublicher Konsequenz das Gegenteil dessen, was man von ihnen verlangt. Befehlsautomatie und Befehlsnegativismus sind nur zwei Seiten ein und derselben Störung.

Die abnorme Tendenz dieser Kranken, sich anzupassen und zu fügen, kann sich bis zur Mimikry steigern: sie sagen alles nach, was sie hören, ahmen nach, was man ihnen vormacht (Echolalie und Echopraxie). Diese Symptome treten mit verschiedenen Erscheinungen des Negativismus, wie Sperrungen, Vorbeireden, Abänderungs-Stereotypien alternierend auf.

Subjektiv führt die abnorme Beeinflussbarkeit zu dem Erlebnis, über sich selbst nicht mehr frei verfügen zu können, willenlos, entmachtet zu sein (so sagte Alex-

ander einmal: »Ich werde ferngelenkt«). Aber auch die Gegenantriebe sind dem Kranken bisweilen bewußt und können von ihm als störend empfunden werden. Alexander schrieb: »Der Götze ist schnell, macht immer das verkehrte von dem was ist. sitzt er z. B. am Wagen so läuft er hin und her« (77).

Diese echoartige Nachahmungstendenz und die Gegenantriebe gehören zu den grundlegenden psychologischen Determinanten von Konventionalität und Originalität im Gestalten der Schizophrenen. Verlangt doch Originalität weniger Erfindung als Verneinung. Genau das tun, was ein anderer sagt, aber auch genau das Gegenteil tun, gibt das Bewußtsein, ein Ich zu haben, Individualität zu sein.

Humor

Der Humor, welcher die äußere und innere Problematik spielerisch ihres Ernstes beraubt, muß als spezifischer Abwehrmechanismus in die Reihe der bis jetzt bekannten Defense-Mechanismen des Ichs aufgenommen werden¹.

Ein humoristisches, skurriles, groteskes Element findet sich immer wieder in den Gestaltungen der Schizophrenen. Die ironische und spielerische Haltung der schizophrenen Kranken ist ein Kompensationsvorgang, ein Versuch, sich wieder eine überlegene Stellung zu

1 Strotzka, H., Versuch über den Humor. Psyche. 10 (1957), 597-609

schaffen, eine Art Reaktion – ähnlich den Wahngewalten – auf die zerstörerischen-Kräfte der Geisteskrankheit¹. Sogar das läppisch-hebephrene, puerilistische Überspielen der inneren Not und Angst ist eine Art der Abwehr, eine Möglichkeit, dem Chaos gegenüberzutreten².

Die Gedichte Alexanders enthalten viele Beispiele eines feinen Humors, so heißt es vom Brautaltar: »Wo Rauch und mancher Arme ist« (27). Über die Giraffe sagt Alexander, sie »stammt von der Maus ab und langweilt sich so wie diese in der Erde« (67). Und in dem Gedicht ›Gedämpftes Saitenspiel‹ (63) schreibt er: »Die neben der Musik sehr feindselig sich anhorchenden Intervallen.«

Ironie, griechisch εἰρωνεία, heißt Verstellung. Ironisieren bedeutet durch übertriebene Zustimmung seine Kritik zum Ausdruck bringen und eine Sache damit bespötteln, zum Beispiel bei Alexander: »Das Alles ist recht Wichtig, und überrascht uns sehr« (65); »wo auch ein Apfel von Wichtigkeit war« (12). Ironisch ist auch das Gedicht ›Der Tod‹ (10) gemeint, welches mit dem exorbitanten Ausspruch »Der Tod ist ganz groß« beginnt.

Eine dem Grauen nahe, bittere Ironie liegt im sogenannten »humour noir«: »Beben der Herzen im Leibe der Hunde« (21).

1 Steck, H., a. a. O.

2 M. Müller u. Chr. Müller, Die Therapie der Schizophrenien. In: Psychiatrie der Gegenwart. Hrsg. v. H. W. Gruhle u. a., Bd. II, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1960

Leichter zu nehmen ist der ironisch-aggressive Ton in der aprosdoketischen Wendung: »grün ist schön. Neben Mist« (16).

Die romantische Ironie entsteht aus dem unüberbrückbaren Zwiespalt von Ideal und Wirklichkeit und erhebt über die eigenen Mängel und Schwächen. Sie ist eine subjektive Ironie oder Selbstironie. Oft erscheint sie als komische Selbsterabsetzung und Selbstvernichtung. In Wirklichkeit zielt sie jedoch auf Selbsterhaltung, indem sich das Geistige im Menschen von der Daseinstragik distanziert¹.

Eine eigene Art des Humors äußert sich in den Nonsense-Versen, welche durch ihre Paralogik und Absurdität verblüffen. Bei Alexander etwa das Morgensternische »Was war ein schöner Mond und nichts im Knie der Dame war« (13); oder: »Da am Hause keine Luft ist, ist sie überm Dache fast vier Meter hoch« (25); »Das Zebra Zieht von den Streifen ist sattgefressen und nährt sich von Aas« (66); »Die Maus ... nährt sich von Kukuruz und Stroh von Mais und Hafer daher der Name Maus« (74). Anscheinend vermag selbst die Nonsense-Produktion das Ichgefüge zu festigen.

Ironisch zu verstehen ist auch Alexanders panegyrische Neigung: »grau ist schön, das Lieben ist schön, das Leben ist schön, schön sieht man auf die Uhr, ich bin schön, der Tod ist schön, schön du violett, die Farbe ist schön, Lila ist schon eine schöne Farbe, der Elefant

1 G. v. Wilpert, a. a. O.

ist schön, das Känguruh ist auch schön, so zackig ist das Nashorn und doch so schön ...«

Man könnte in diesen unaufhörlichen Bewunderungen ein Einfließen des Subjektiven und Gefühlhaften in die kalte Dingwelt Alexanders vermuten. Die Wendung ist aber zu stereotyp, zu allgemein und unpersönlich. Vielleicht ist sie Ausdruck eines heimlichen Grolles, weil sich Alexander zum Dichten gezwungen fühlte; jedenfalls aber konnte er sich für einen Augenblick dem Druck der Aufgabe entziehen, der Anstrengung des Denkens und der Last des Fühlens ausweichen, wenn er in sein schmales Repertoire griff und zunächst einmal sagte: »Rot ist schön. Rote Blumen und rote. Farbe dazu ist schön.« Es folgte die Tautologie: »Die rote Farbe ist rot« (14), wobei er immer noch jede seelische Erregung vermeiden konnte.

Alexanders Gedicht ›Das Leben‹ (8) besteht aus Variationen der ironischen Feststellung »Das Leben ist schön«. Damit erreicht seine Schönrednerei einen sarkastischen Höhepunkt. (›Das Leben ist schön« soll auch ein Lieblingswort von Toulouse-Lautrec, dem verkrüppelten »petit monstre« – wie ihn Yvette Gilbert nannte –, gewesen sein.)

»Der Tod«

Die fünfte Zeile in dem Gedicht ›Der Tod‹ (10) lautet: »Der Tod ist auch.« Hier liegt eine Aposiopese, also ein plötzliches Verstummen vor. Zwar ergibt diese Zeile mit der folgenden zusammen einen vollständigen Satz, der nur durch den Punkt künstlich zerrissen ist: »Der Tod ist auch. Der Tod der Tiere.« Stellt man aber die kontradiktorischen Zeilen drei und sieben einander gegenüber: »Dir Tod ist grütze« und »Der Tod ist auch dumm«, dann wird die Annahme, daß es sich bei Zeile fünf um ein Satzfragment handelt, doch wieder wahrscheinlich. Vermutlich wagte es Alexander zunächst nicht, seinen Gedanken: »Der Tod ist auch dumm« auszusprechen und brach daher die Rede nach »auch« ab. Legt er doch bei Aussagen über den Tod stets eine auffällige Vorsicht an den Tag, entweder indem er den begonnenen Satz nicht vollendet [›Dauernd ist es der Tod.« (9)] oder die primäre Feststellung sogar negiert [›weiß ist der Tote nicht« (72); vgl. auch den von Alexander selbst gewählten Titel ›Der Ton‹ (76), welchen er über und neben den ursprünglich gewählten und dann gestrichenen Titel ›Der Tod‹ gesetzt hat].

Eigentümlich ist das Klangbild dieses Gedichtes. Infolge der ziemlich streng durchgehaltenen Anapher ist der erste betonte Vokal in jeder der neun Zeilen mit Ausnahme der vorletzten ein »o«. Dieser Monotonie der Versanfänge steht in den darauf folgenden betonten Silben eine wahre Klangfülle gegenüber: a, e, i, o, u, ä, ö, ü, au. Richtet man seine Aufmerksamkeit nur

auf die betonten Selbst- bzw. Um- und Zwielaute und blendet man alles andere aus, dann klingt das Gedicht folgendermaßen:

o – a

o – o

o – ü

o – ö

o – au

o – i

o – u

a – o – e

o – u – ä

Das Klangbild bedeutet für sich natürlich nichts, aber es steht mit dem Sinn eines lyrischen Gebildes oft in Beziehung. »Der Tod ist groß«, sagte auch Rilke (»Der Tod ist groß, Wir sind die Seinen ...«). Es liegt bei Alexander jedoch keine Anspielung vor, denn es ist unwahrscheinlich, daß er dieses Gedicht jemals gehört oder gelesen hat. Viel eher scheint die Assonanz, also eine rein klangliche Gegebenheit zu der gleichlautenden Feststellung geführt zu haben, die bei unserem Kranken allerdings mehr ironisch, vielleicht auch beschwörend-abwehrend zu verstehen ist.

Diese ironische Nebenbedeutung ergibt sich auch aus der Übertreibung in der ersten Zeile und der Umstellung der beiden Zeilen, von denen die zweite wohl vor der ersten konzipiert worden ist.

Zum Pathos der zweiten Zeile in schneidendem Kontrast steht die dritte. Das umgangssprachliche »grütze«

(für Verstand) verursacht einen krassen Stilbruch. Auch klanglich kontrastiert dieser Vers mit dem vorhergehenden. Verbindend wirkt dagegen die nur nuancierende Abwandlung der Anapher »Dir Tod«; und auch das darauf folgende »ist« bleibt in seiner äußeren Gestalt noch identisch mit dem »ist« der übrigen Sätze, obwohl es in anderer Bedeutung auftritt (Paronomasie); die Alliteration »groß« – »grütze« (durch den kleinen Anfangsbuchstaben des Wortes »grütze« besonders hervorgehoben) hilft schließlich den Schein der Verbundenheit wahren.

Der Gehalt der sechsten Zeile (bzw. fünften und sechsten Zeile: »Der Tod ist auch. Der Tod der Tiere«) liegt dem zartfühlenden Schizophrenen besonders nahe, neigt er doch infolge seiner schwachen Ichgrenzen dazu, sich auch mit dem Tier in dessen Leiden und Sterben zu identifizieren. Dennoch wurde selbst dieser Gedanke durch die Alliteration »Tod« – »Tiere« angeregt.

Nach Klang und Rhythmus hebt sich weit mehr als die Zeile »Dir Tod ist grütze« die vorletzte Zeile »Ich kann in den Tod gehen« von den übrigen ab. Geradezu schockierend wirkt sie jedoch durch ihre plötzliche Ichbezogenheit und Direktheit der Aussage. Asyndetisch und zeitwortlos folgt der letzte Satz, der das Vertraute (Schulmädchel) mit dem absolut Unvertrauten (Tod) zu einer sonderbaren Einheit verbindet. Er verweist uns auf die Krankengeschichte Alexanders, nämlich auf jenes Mädchen, das am Beginn der Psychose im Mittelpunkt seines wahnhaften Erlebens stand.

Aus all diesen Beobachtungen ergibt sich, daß

die Wortwahl und damit Sinn und Bedeutung eines Gedichtes – von seelischen Vorgängen abhängig ist, die auf einer anderen Ebene liegen als die Determinanten sachlicher, umgangssprachlicher Mitteilung. Was sich hier auswirkt, sind die Bedürfnisse nach Wiederholung und Gleichklang oder nach nuancierender und kontrastierender Abwandlung.

Es zeigen die schizophrenen Sprachgebilde, daß die eigentlich poetischen Merkmale, nämlich Assonanz, Alliteration, Reim, Rhythmus und Figuren dort, wo sich wirklich sprachschöpferische Vorgänge abspielen, wo echtes Dichten vorliegt, nicht sekundär zu dem, was der Dichter sagen will, hinzugefügt werden, sondern daß die poetische Essenz das Primäre ist und daß daraus Sprache mit Sinn und Bedeutung werden kann. Wie nun aus Iteration, Variation, Nuancierung und Kontrastierung, Spannung und Steigerung ein konkretes lyrisches Gebilde entsteht, darin liegt das eigentliche Geheimnis eines Gedichtes.

Direktheit und Periphrase

Es gibt bei Schizophrenen eine Art ungewöhnlicher Aufrichtigkeit und bestürzender Direktheit, ein indezentes Alles-Sagen ohne Rücksicht auf die Gefühle, vor allem aber auf das Ich der anderen.

Wir brachten bereits ein Beispiel für dieses unerwartete Sich-Offenbaren: »Ich kann in den Tod gehen« (10); aber auch an anderen Stellen brechen in den Gedich-

ten Alexanders geheime Wünsche und Befürchtungen hervor: »Dauernd ist es der Tod« (9); »Täglich sehe ich Schwarz« (19); »Das Leben möchte länger sein« (21); plötzlich auftauchende Vorstellungen werden impulsiv ausgesprochen und übergangslos aneinandergereiht: »der Holunder brandte ab. mit ihm« (56).

Was Alexander von Militär und Uniformen hält, sagt er dagegen verblümt und indirekt: »Die Farbe der Ehre ist sonst grau, grau ist im Rock im Heere war ... grau war auch die Maus ... grau ist jede Uniform ... Die Graue Ahnung für jeden Soldatenrock Die graue Farbe und ein Nock« (20).

Auch in dem Gedicht ›Der Elefant‹ (42) wird nach langer Einleitung und umständlicher Erwähnung von Nebensächlichkeiten das schmerzliche Schicksal des Gefangenen angedeutet (›Schönbrunn« heißt der Wiener Tiergarten) und damit auf die eigene Situation angespielt: »... er ist jung, er fristet sich durch ...«

Neben der unverhüllten Direktheit begegnen wir in den Sprachschöpfungen Alexanders auch der kunstvollen Umschreibung: »Stumme Sandweit« (30); »Die Hoffnung ist dem Puls nahe« (52); »und hielt sie ganz wunderbar ihm Frühling, über's ganze Jahr« (3).

Pointenstil

Strenge Tektonik fehlt den Gedichten Alexanders; es wird nirgends bewußt ein bestimmtes metrisches Schema verwendet. Eine barocke Aneinanderreihung

weniger Sätze, durch eine Pointe am Schluß notdürftig zusammengehalten, das ist ein von Alexander verfaßtes Gedicht. Diese »Pointen« sind jedoch nicht zugespitzte Gedanken; sie bestehen vielmehr im Gebrauch auffälliger Wörter und Wendungen von oft dunklem Sinn (Aprosdokese, Aprosdoketon; ἀπροσδόκητος = unerwartet, unvermutet). Curtius¹ spricht von einer »manieristischen Pointensucht«.

Häufig überrascht oder schockiert der Schluß in den Gedichten Alexanders: »grün ist schön. Neben Mist« (16). Nicht selten ist das letzte Wort ein Neologismus: »Die graue Ahnung für jeden Soldatenrock Die graue Farbe und ein Nock« (20). »War das nicht ein schöner Mum« (13). In dem sprachlich und gedanklich klar aufgebauten Gedicht »Die Spirale« (46) ist nur der letzte Satz unverständlich, und in diesem überrascht wieder das letzte Wort: »Die Spirale sieht aus wie ein Hindu.« Manchmal fügt Alexander an den Schluß eines Gedichtes, gleichsam als Zusatz, noch ein weithergeholtes, unpassendes Wort; so in dem Gedicht von der Schreibmaschine (11): »schreiben möchte ich, dich gerne wenn sie sehen, daß sie geht. Dieselmaschine.« Oder: »und weinend jeder Morgen bricht die Frau. (Ahn)« (53).

1 E. R. Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, 4. Aufl., Bern-München 1963,

Flucht in die Objektivität

Eine Haltung, die alles durch das eigene Gefühl gefärbt sieht, nennt man Subjektivismus. Es gibt aber auch eine die Welt und die menschlichen Beziehungen versachlichende, das Persönliche und Gefühlsmäßige ausklammernde objektivistische Einstellung. Beides findet man bei schizophrenen Kranken.

Auffällig ist das Streben der Schizophrenen nach Objektivität, ihr Bedürfnis nach scharfer, prägnanter Darstellung, ihre Tendenz zur Begründung und näheren Bestimmung, ihr Hang zum Definieren, Erklären und Komplementieren, die Empfindlichkeit des sprachlichen und logischen Gewissens mancher Kranker und ihre oft bis an die Grenze des Möglichen gehende Schlichtheit des Ausdrucks¹.

Dieses Streben nach Objektivität hat seine Wurzeln im Formalismus. Formalismus aber entsteht aus der Trieb- und Affektabwehr. Objektivität liegt freilich auf der Ebene der Vernunft und der Realität und ist ein hervorragendes Mittel der Anpassung. Den Objektivismus jedoch, jenes ängstliche Vermeiden einer Erfüllung des Festgestellten mit subjektivem Gehalt, müssen wir noch zu den Erscheinungen des Formalismus zählen.

Diesem sonderbaren Drang nach Präzision und Sachlichkeit begegnen wir in dem Gedicht ›Der Regenbogen‹ (48), welches in seiner Art vollkommen ist; sein

1 A. Mette, a. a. O.

eigentümlich objektiver Ton verrät die übergroße Scheu Alexanders vor der Äußerung unkontrollierter Gefühle. Und doch hat dieses nüchterne, rein deskriptive Gebilde poetische Qualitäten: den anaphorischen Aufbau, den Parallelismus der Satzgefüge, die nuancierende Abwandlung der Sätze und das reizvolle Spiel mit der Zahl fünf (fünf Zeilen, die fünffache Anapher, das Wort »fünf« in der ersten Zeile, die Aufzählung der fünf Farben des Regenbogens und das etwas willkürliche »fünfundzwanzig Minuten«) – ein schwebendes Nichts, fern jedem Gefühl, aber doch Maß und Ordnung, ein Gedicht!

»Der das Glück hat, ich«

Mit diesen Worten – gleichsam als Pointe – endet eines der Gedichte Alexanders. In vielen anderen erfolgt ebenfalls plötzlich und unerwartet die Wendung zum Ich: »Ich bin rot im Gesicht« (22); »ich bin schön meine ich; meine Sorge« (22); »Da dolchte es in mir herum« (54); »da hör ich meine Stimme wieder der Zwerg im Wald« (31); »und am Himmel blieb ich nicht da« (62). Die Bezugnahme auf das eigene Ich ist in den Gedichten Alexanders ebenso auffällig wie das Streben nach Objektivität. Aber dieses Ich ist kein von innerer Dynamik erfülltes, leidendes und handelndes Subjekt, sondern ein rekonstruiertes, krankhaft verändertes, blasses Schema. Schizophrene setzen uns oft in Erstaunen durch die ungewöhnliche Neutralität gegenüber ihrer

Person, einer Fähigkeit, dem eigenen Erleben gleichsam als unbeteiligter Zuschauer gegenüberzustehen. So entspricht die vermehrte Eigenbeziehung doch wieder ihrer Flucht in die Objektivität, verhalten sich doch Ich- und Objektbewußtsein komplementär zueinander. Wo Objektivität alles ist, rückt das Ich in den Mittelpunkt der Welt.

Fortifikationslinien

Rimbaud schrieb mit neunzehn Jahren sein letztes Gedicht. Die Lyrik Mallarmes bewegt sich am Rande des Schweigens. Der Schizophrene Alexander hat aus eigenem Antrieb niemals zur Feder gegriffen, er ist zum Schreiben jedes einzelnen seiner Gedichte genötigt worden.

Alexander kennt Verse, Strophen, Reime, er weiß aber nichts von Alliteration, Assonanz oder rhetorischen Figuren. Dennoch wendet er alle diese Kunstmittel in reichem Maße an. Seine Gedichte sind Beispiele einer unbewußten Artifizialität des Stils.

Ein lyrisches Gedicht besteht aus Worten und Wendungen, die teils der Umgangssprache, teils überlieferter poetischer Diktion entnommen sind, und mittelmäßige Dichtung bietet nichts darüber hinaus. Auch ein kunstvolles Gedicht ist aus diesen Bestandteilen aufgebaut. Wenn wir es aber genauer durchgehen, dann stoßen wir plötzlich auf ein Wort, das uns im Zusammenhang seltsam berührt: es überstrahlt die gebräuchlichen

Wörter, welche ihm vorausgehen und folgen, und gibt ihnen einen ungewöhnlichen Glanz und Sinn.

Man hat die Ansicht geäußert, daß keiner auch der großen Lyriker unserer Zeit mehr als sechs bis acht vollendete Gedichte hinterlassen habe. Was wir gemeinhin Lyrik nennen, sind mehr oder weniger poetische Gebilde. Wer dürfte da an die Verse eines schizophränen Kranken strengste Maßstäbe anlegen? Aber es sollte uns wundern, wenn sich in den hier gesammelten Gedichten nicht einige Zeilen fänden, die vollkommene Dichtung sind. Man darf Vollkommenheit allerdings nicht mit Fehlerfreiheit verwechseln.

Dichtkunst im traditionellen Sinne sind diese Verse freilich nicht. Der Schizophrene ist wie der moderne Mensch in einer absurden Welt auf sich selbst zurückgeworfen. Deshalb scheinen die Sprachgebilde dieser Kranken mit den Werken mancher Autoren des 20. Jahrhunderts merkwürdig verwandt zu sein.

Neben ihren Funktionen als Kommunikationsmittel hat die Sprache Aufgaben im Dienste des Individuums: Bannung, Beschwörung, Bewältigung. Durch das Aussprechen vieldeutiger und geheimnisvoller Worte (»Urworte«) entstanden einst Religion und Kunst. Das Sprechen – und zwar nicht nur im Sinne des Sich-Anvertrauens oder im psychoanalytischen Sinn eines Sich-Bewußtmachens – hilft uns, das seelische Gleichgewicht wiederzuerlangen. Es kommt dabei gar nicht auf den Zuhörer an, und es ist nebensächlich, ob das Gesagte zusammenhängend und richtig ist. Das Reden selbst, die Betätigung der Sprech- und Sprach-

automatismen gibt dem einzelnen inneren Halt und Befriedigung.

Der Schizophrene entfremdet sich seinen Mitmenschen und der Welt. Seine Sprache wird zu einem Gespräch ohne Zuhörer, einem ins Leere gesprochenen Monolog. Aber was ist denn die Kunst anderes – und insbesondere ein lyrisches Gedicht? Alle Kunstübung ist innerer Monolog, kein Künstler spricht direkt zu den Menschen. Die Wirkung geht von seinem Werke aus, mit dem er sein Ich bespiegelt, wie es die Bewunderer des Werkes ihrerseits tun.

Kunstschaffen und Kunsterleben vollziehen sich in einer dem gewöhnlichen Leben entrückten, anderen Welt. Vielleicht sind deshalb die Gestaltungen der Schizophrenen der Kunst so ähnlich. Die schizophrene Psychose verändert das Gefüge des Ichs. Für die neuartigen Erlebnisse, die dabei auftreten, hat unsere Sprache keine Bezeichnungen. Wenn der Kranke zu verbalisieren beginnt, gebraucht er metaphorische Ausdrücke. Er ringt nach Worten für das Unfaßbare, das ihn bedrängt, und findet so erst überhaupt die Sprache wieder.

Die Verse Alexanders kommen aus einem Schweigen, in welchem die Klagen lange verstummt sind. Sie sind Fortifikationslinien eines schizophrenen Ichs, das sich einige lyrische Positionen rückerobert hat.

Schlußbetrachtung

Es waren die bildnerischen Werke schizophrener Kranker, vor allem Zeichnungen und Malereien, welche zuerst die Aufmerksamkeit der Psychiater und der Künstler auf sich zogen. Im deutschen Sprachgebiet ging vor mehr als vierzig Jahren von zwei Publikationen eine große Wirkung aus: Im Jahre 1921 erschien Walter Morgenthals Monographie ›Ein Geisteskranker als Künstler‹, worin Leben und Werk des Schizophrenen Adolf Wölfli eingehend geschildert sind. Ein Jahr später wurde Hans Prinzhorns Untersuchung ›Bildnerei der Geisteskranken‹ herausgegeben. Besonders dieses Werk ist unter Kunstfreunden rasch bekannt geworden und hat durch seine großangelegte Darstellung und sein reiches Anschauungsmaterial die etwas karg ausgestattete, aber nicht minder wertvolle Publikation Morgenthals in den Schatten gestellt¹.

Neben den Malereien und Zeichnungen haben Morgenthaler und Prinzhorn auch literarische und poetische Produkte ihrer Kranken erwähnt und dafür Beispiele gegeben. Einiges davon ist von uns zitiert worden. An den sprachlichen Schöpfungen der Schizophrenen war das Interesse jedoch geringer als an ihren bildnerischen Erzeugnissen. Ihre künstlerischen Fähigkeiten schienen sich im Bildnerischen eindrucksvoller zu manifestieren. Die ebenfalls in den zwanziger Jahren erschienene Studie von Alexander Mette ›Über Beziehungen zwischen

Spracheigentümlichkeiten Schizophrener und dichterischer Produktion¹ hatte daher nicht die Breitenwirkung der oben genannten Veröffentlichungen.

Die schizophrene Sprache ist oft untersucht worden; ihre Besonderheiten werden in den psychiatrischen Lehrbüchern in der Regel kurz abgehandelt. Dort findet man gelegentlich auch einzelne literarische Erzeugnisse der Kranken, welche man meist als mehr oder weniger charakteristische Zufallsprodukte wertet. Es wird dabei kaum der poetische Gehalt solcher Wortgefüge berücksichtigt, sondern man will die schizophrenen Veränderungen der Sprache damit illustrieren. Eine gewisse produktive und schöpferische Fähigkeit Schizophrener ist allerdings nie ganz übersehen worden. So stellte schon Hermann Rorschach¹ bei seinem Formdeutversuch fest, daß Schizophrene, denen man die Klecksbilder vorlegt, oft eine große Zahl von »Originalantworten« geben. Er fand ganz absurd gesehene und ganz hervorragend treffende Deutungen bei diesen Kranken nebeneinander.

Nachdem man die künstlerischen Leistungen Schizophrener in das Blickfeld gerückt hatte, wurde aber zu bedenken gegeben, daß Kranke, die sich von selbst längere Zeit hindurch als Zeichner, Maler oder Literaten betätigen, in den Anstalten nicht häufiger als in der Durchschnittsbevölkerung sind. Diese Tatsache verleitete zu der irrigen Annahme, daß die Schizophrenen, die mit einem gewissen Erfolg künstlerisch tätig sind,

1 H. Rorschach, Psychodiagnostik. 4. Aufl., Bern 1941.

ein besonderes Talent hätten und daß die Psychose das künstlerische Schaffen nur auslösen und im besten Falle fördern könne. Man übersah, was Rorschach und andere längst bemerkt hatten, nämlich die Originalität auch solcher Kranker, die keine künstlerischen Werke schaffen. Sie tritt nur zutage, wenn man den Schizophrenen besondere Aufgaben stellt.

Im vorigen Jahrhundert hat Cesare Lombroso das Schlagwort »Genie und Irrsinn« geprägt. Die weitere Forschung hat jedoch gezeigt, daß die historischen Persönlichkeiten, denen Genieruhm zuteil geworden ist, wohl häufig geistig abnorm waren, ihre großartigen Leistungen aber, wenn überhaupt, nur in den seltensten Fällen einer Psychose verdanken. Während die schöpferischen Fähigkeiten begabter und ausgebildeter Künstler durch die Schizophrenie in der Regel stark verändert und nach einiger Zeit meist völlig zerstört werden – wie wir es etwa bei Hölderlin gesehen haben –, können Menschen, die vor ihrer geistigen Erkrankung nie künstlerisch tätig waren, in der Psychose neue Ausdrucksmöglichkeiten entdecken, sich eine eigene Technik schaffen und einen persönlichen Stil finden. Jean Delay und Robert Volmat haben in jüngster Zeit dafür ein reizvolles Beispiel gebracht¹. Manche Psychiater scheuen sich aber, diese sogenannte »Irrenkunst« – trotz mancher auffallender Ähnlichkeiten – mit den

1 J. Delay u. R. Volmat, Malerei und Chemotherapie. Psychopathologie und bildnerischer Ausdruck. Eine internationale ikonographische Sammlung, I. Serie, Basel: Sandoz 1963.

Schöpfungen gesunder Menschen zu vergleichen. Ludwig Binswanger¹ hat Schizophrenie und Kunst sogar unvereinbare Begriffe genannt. Es bürgerte sich ein, nicht mehr von der Kunst, sondern von den Gestaltungen oder Bildnereien der Geisteskranken zu sprechen – wenn auch Prinzhorn keinen Zweifel daran ließ, daß er einzelnen Werken Schizophrener hohen Kunstwert zuerkannte.

Um die Verschiedenartigkeit der Werke Schizophrener und wirklicher Künstler zu begründen, haben manche Autoren erklärt, man könne an bestimmten Merkmalen des Werkes erkennen, ob es von einem Gesunden oder von einem Geisteskranken hergestellt worden sei. Andere erblicken im Schaffensvorgang den wesentlichen Unterschied. Während der gesunde Künstler alles, was er gestaltet, dauernd mit der Realität konfrontiere – Ernst Kris² spricht von einer »kontrollierten Regression« –, sei der Kranke den Kräften seines Unbewußten hilflos preisgegeben.

Nach jahrelanger Beschäftigung mit psychisch Kranken und ihren graphischen und sprachlichen Äußerungen kann ich weder der einen noch der anderen These zustimmen. Sicher ist, daß Gestaltungskraft bei Gesunden und Kranken vorkommt. Im Schaffensvorgang oder dessen Erlebnis läßt sich aber bei Gesunden und Kranken kein grundsätzlicher Unterschied erkennen.

1 L. Binswanger, a. a. O.

2 E. Kris, *Psychoanalytic Explorations in Art*. London 1953.

Die Kunst der Schizophrenen ist am ehesten mit der Laienkunst zu vergleichen. Sie unterscheidet sich nur durch *einen* – allerdings sehr merkwürdigen – Umstand von ihr: die Originalität des schizophrenen Kranken entspringt seiner Psychose, ist ein Kennzeichen des seelischen Krankheitsgeschehens, und zwar eines Restitutionsvorganges. Die schöpferische Fähigkeit des Naiven, des Kindes, des Primitiven – des Künstlers stammt aus einer ähnlichen seelischen Dynamik, hat aber nichts mit Krankheit zu tun.

In der Schizophrenie zerbricht das soziale und konventionelle Beziehungsgefüge, es zerbricht damit die ratio, die Welt, die Realität, das Ich. In der Phase der Restitution wird das alles von Grund auf neu aufgebaut. Das Ergebnis ist – wenn keine Heilung eintritt – freilich ein schizophren abgewandeltes Ich. Formalismus, Deformation und Symbolismus sind die Hauptmerkmale schizophrenen Gestaltens. Sie sind aber auch Wesensmerkmale der Kunst. Diese Merkmale treten dort, wo die Kunst unruhiger, unfertiger, problematischer ist, stärker hervor – man kann dann von antinaturalistischen oder mit Ernst Robert Curtius, Gustav Rene Hocke u. a. von manieristischen Epochen sprechen. Wo hingegen eine künstlerische Entwicklung ihrem Ende zustrebt, dort treten jene Merkmale mehr in den Hintergrund. Der Künstler scheint dann die Außenwelt – wie sie wirklich ist – ergriffen, der Realität einen neuen Bezirk abgerungen zu haben. Diese Epochen werden als klassisch oder naturalistisch bezeichnet. Jeder in der Kunst neu eroberte Naturalismus wird dem Realitätsbewußtsein

einverleibt. Ein Verharren im Konventionellen oder auch im bloß Technischen ist aber dem Künstler unmöglich. Das Schöpferische kann sich nur in neuen Formen äußern. Der Künstler muß daher den realen Gegenstand zerschlagen, die konventionelle Form verlassen und ganz von vorne anfangen.

Wir haben in den Sprachgebilden unserer Kranken eine Fülle lyrischer Formen und Figuren entdeckt, welche auf jahrtausendealten Traditionen der Menschheit beruhen, wenn sie auch da und dort immer wieder neu geschaffen werden. Neben Eigenheiten der Interpunktion, der Groß- und Kleinschreibung, orthographischen Skurrilitäten und seltsamen Gestaltungen des Schriftbildes fanden wir in den Versen der Schizophrenen Assonanz und Alliteration, Inreim und Endreim, Änigmatik und Buchstabenkunst. Absurde Metaphern, ungewöhnliche Metonymien und verblüffende Oxymora erinnerten wie die irrealen und verfremdenden Farben an die Lyrik des Manierismus und der Moderne. In den vielen verschiedenen Formen der Wiederholung sowie der nuancierenden und kontrastierenden Abwandlung ließen sich Urelemente des Liedes und der Sprache erkennen. Eine Vorliebe für Fremd- und Dialektworte, für Preziosität und Barbarei konnten wir feststellen. Extremer Nominal- und extremer Verbalstil waren vertreten. Rätselhafte, vieldeutige und groteske Wortneubildungen charakterisieren den schizophrenen Stil. Die grammatikalische Ordnung geht in der schizophrenen Sprache verloren. Mitunter beruht die Unverständlichkeit eines Satzes aber nur darauf, daß die Wörter in ganz ungewohn-

ter Weise durcheinandergewürfelt sind. Merkwürdige Satzverschränkungen, Einblendungen und plötzliches Verstummen rufen Überraschungseffekte hervor.

Eine ironische, spielerische und nicht selten humorvolle Haltung gehört zu den liebenswerten Seiten schizophrener Kranker, oft ist es allerdings bittere Ironie und ein »humour noir«, was uns aus ihren Äußerungen entgegenklingt. Um Gefühle zu vermeiden, flüchten sie in die Objektivität – und erzielen damit doch noch eine eigentümlich zarte emotionelle Wirkung. Bisweilen sprechen sie unverblümt aus, was sie bedrängt, dann wieder trachten sie, es verschnörkelt zu umschreiben. Sie setzen Pointen an den Schluß ihrer fragmentarischen Wendungen und gehen ein anderes Mal bis an die Grenze des Möglichen in der Schlichtheit des Ausdrucks.

Wenn man die geringe Bildung unserer Kranken bedenkt und ihre durchaus nicht außergewöhnlichen Anlagen, muß man sich über ihre geistigen Leistungen noch mehr wundern. Wie der Künstler strebt der Schizophrene nach Selbstverwirklichung. Er richtet mit seinen bizarren Sprachgebilden Bastionen an seinen Ichgrenzen auf. Aber wahrscheinlich hat Manfred Bleuler recht, wenn er sagt, daß in all der Abwendung des Schizophrenen von der Gemeinschaft doch ein Tasten nach Gemeinschaft liegt, die er in einer neu zu schöpfenden Welt zu finden hofft.

Erläuterungen

Abänderungs Stereotypien – nennt Manfred Bleuler die schizophrenen Manieren (s. Manieren).

Abwehrmechanismen – psychische Funktionen, die unangenehme Vorstellungen, Trieb- und Gefühlsregungen dem Bewußtsein fernhalten und dadurch die Integrität des Ichs wahren.

Affekt – heftige Gemütsbewegung von kurzer Dauer (affektiv = emotional – gefühlsmäßig).

Agglutination – Zusammenballung, Verschmelzung. Symbole sind gefühlsstarke Bildverschmelzungen, z. B. Sphinxen, Zentauren, Engel, Teufel usw. (E. Kretschmer).

Ambiguität – Zweideutigkeit, Doppelsinn.

Ambitendenz – Unterbrechung begonnener Bewegungen durch Gegenantriebe.

Assoziation – Verknüpfung von Vorstellungen, deren eine die andere hervorgerufen hat.

Ätiologie – Lehre von den Ursachen der Krankheiten (ätiologisch – ursächlich).

Automatismen – unwillkürliche Abläufe ursprünglich bewußt vollzogener Handlungen; bei Schizophrenen häufig, und zwar in den verschiedensten Graden der Verbindung mit dem bewußten Ich (M. Bleuler).

Befehlsautomatie – scheinbar willenlose Ausführung von Befehlen, abnorme Fügsamkeit; besonders bei Schizophrenen.

Befehlsnegativismus – konsequente Ausführung des Gegenteils dessen, wozu man aufgefordert worden ist; besonders bei Schizophrenen.

Défense-Mechanismen – s. Abwehrmechanismen.

Dementia praecox – von Kraepelin verwendete Bezeichnung für jene geistige Störung, die man später Schizophrenie nannte. Es äußert sich darin die heute meist aufgegebenen Meinung, daß dieser Erkrankung eine Demenz zugrunde liege.

Demenz – bleibender und meist zunehmender geistiger Abbau durch Krankheits- oder Rückbildungsvorgänge im Gehirn; am häufigsten in vorgeschrittenem Lebensalter.

Depression – traurige Verstimmung; endogene Depression = Melancholie; dabei finden sich häufig Hemmung oder ängstliche Unruhe, Selbstvorwürfe, Minderwertigkeitsgefühl und absoluter Pessimismus; viele Kranke neigen zum Selbstmord. Nicht selten treten depressive Zustände mit manischen abwechselnd auf; man spricht dann von manisch-depressiver Erkrankung.

Dissimulation – bewußte Verheimlichung krankhafter Störungen oder Beschwerden.

Dissoziation – Zerfall des geordneten Zusammenspiels seelischer Funktionen.

Echolalie – mechanisches Nachsprechen von Worten und Sätzen.

Echopraxie – sinnloses Nachahmen zufällig gesehener Handlungen.

Emotionalität, emotional – Gefühlsleben, gefühlsmäßig.

Endogen – aus inneren Ursachen (s. Psychose).

Exogen – durch äußere Einwirkung (s. Psychose).

Expansivität – Neigung zu übertreibender und ausschweifender Darstellung, besonders in manischen Zuständen.

Funktionen – Störung, die nur die Funktion, nicht die Struktur betrifft (Gegensatz: organisch).

Gefühlsamplitude – das An- und Abschwellen der Gefühle ist mit einem Schwingungsband zu vergleichen, wobei die Höhe der Schwingung der Intensität des Gefühls entspricht.

Halluzination – Sinnestäuschung, die ohne äußeren Reiz auftritt, aus einer Vorstellung entsteht, aber den Charakter einer Wahrnehmung hat. Es gibt Halluzinationen auf allen Sinnesgebieten. Bei Schizophrenen sind Gehörshalluzinationen häufig; die Kranken werden durch »Stimmen« beeinflußt und gequält.

Hebephrenie – Form der Schizophrenie, die in jugendlichem Alter beginnt, meist schleichend verläuft und selten zur Heilung führt (»Jugendirresein«).

Hypochondrie – übertriebene Befürchtungen für die eigene Gesundheit und pessimistische Auslegung alltäglicher Beschwerden.

Hypomanie – leichte Form der Manie.

Hysterie – seelische Störung, bei der innere Konflikte körperliche Krankheitssymptome hervorrufen; der hysterische Charakter äußert sich vor allem in einer Neigung, sich in Szene zu setzen, um bemitleidet oder bewundert zu werden.

Ideenflucht – einfallsreicher, beschleunigter Gedankenablauf in manischen Zuständen; durch Wegfall der Zielvorstellungen jagt ein Gedanke den andern; die Störung kann sich bis zur ideenflüchtigen Verwirrtheit steigern.

Impuls – plötzlicher Antrieb, der dem Willen oder einem Affekt entspringt, beim Schizophrenen aber infolge der seelischen Dissoziation auch »automatisch«, scheinbar unmotiviert auftreten kann.

Iteration – gleichförmige Wiederholung einfacher Bewegungen oder lautlicher und sprachlicher Äußerungen.

Katatonio – Form der Schizophrenie mit akutem Beginn und einem Verlauf in Schüben und Remissionen (»Spannungsirresein«, da Störungen der Körperbewegung vorherrschen).

Manie – krankhafte Verstimmung heiterer Art mit Redefluß, erhöhter Betriebsamkeit, Selbstüberschätzung und vermehrtem Vorstellungsangebot; Manie und Depression treten bei der manisch-depressiven Erkrankung häufig abwechselnd auf.

Manieren – unnatürliche und gekünstelte Verhaltensweisen bei Schizophrenen. **Negativismus** – aktives, trotziges Widerstreben, besonders bei Schizophrenen. **Neologismus** – Wortneubildung.

Neuroplegische Behandlung – medikamentöse Behandlung seelischer Erkrankungen mit neuartigem Wirkungsprinzip; im Gegensatz zu den Schlaf- und Beruhigungsmitteln haben die neuroplegischen Medikamente nicht nur einen dämpfenden, sondern auch einen antipsychotischen Effekt (s. auch Schockbehandlungen).

Organische Erkrankungen – beruhen auf anatomisch faßbaren Veränderungen, während bei funktionellen Erkrankungen

nur Funktionsstörungen festzustellen sind. Paranoia – chronische Geistesstörung, die mit zahlreichen untereinander logisch verknüpften Wahnideen einhergeht.

Paranoide Schizophrenie – Form der Schizophrenie, wobei Wahn und Sinnestäuschungen im Vordergrund stehen.

Pathographie – Krankheitsgeschichte eines (meist berühmten) Menschen.

Pathologie – Lehre von den Krankheiten (pathologisch = krankhaft).

Physiognomisches Erleben (= Anmutungserleben) – ungegliedert verschwommenes, aber gefühlsstarkes Erleben der Außenwelt vor der bewußten Unterscheidung von Subjekt und Objekt.

Physiologie – Lehre von den körperlichen Funktionen (physiologisch = die körperlichen Funktionen betreffend).

Psychiatrie – Seelenheilkunde.

Psychisch – seelisch (Psyche = Seele).

Psychoanalyse – von Sigmund Freud begründete Lehre über die Entstehung seelischer Störungen; Behandlungsmethode.

Psychogenese – Herleitung einer Krankheit aus seelischen Ursachen; Gegenteil: Somatogenese – körperliche Verursachung einer (seelischen) Störung.

Psychologie – Lehre von den seelischen Vorgängen.

Psychomotorik – Bewegungsantrieb und Ablauf der Körperbewegungen als Ausdruck seelischer Vorgänge.

Psychopathologie – Lehre von den krankhaften Erscheinungen des Seelenlebens.

Psychose (= Geisteskrankheit, Geistesstörung) – man unterscheidet Psychosen infolge von Vergiftungen, Infektionen und anderen körperlichen Erkrankungen (exogene oder symptomatische Psychosen); Psychosen, die durch Erlebnisse ausgelöst werden (reaktive oder psychogene Psychosen); und Psychosen unbekannter, aber hauptsächlich im Individuum selbst liegender Ursache (endogene Psychosen; dazu rechnet man die Schizophrenie und die manisch-depressive Erkrankung).

Nach dem Verlauf werden akute und chronische Psychosen unterschieden; chronische Psychosen können wiederaufflackern

(Exazerbation); viele Psychosen sind heilbar; die Wiederherstellung (Restitution) kann eine völlige sein; nach dem Abklingen mancher schizophrener Psychosen bleibt jedoch das Energieniveau gesenkt, ist ein Verlust an innerer Spannkraft und gefühlsmäßiger Resonanz eingetreten (»schizophrener Defekt«, schizophrene Persönlichkeitsabwandlung); oft sind die Kranken dabei ausgeglichen und sozial angepaßt (»äquilibrierter Defektzustand«); rückblickend hat man manchmal den Eindruck, daß Schizophrene schon vor dem Ausbruch der Psychose (präpsychotisch) eigentümlich und auffällig waren.

Psychotherapie – Heilbehandlung durch seelische Einwirkung.

puerilistisch – kindisch.

Raptus – plötzliche Erregung mit Gewalttätigkeit, meist bei stuporösen Kranken.

Remission – vorübergehende Rückbildung von Krankheitsercheinungen; völliges Abklingen: Vollremission; unvollständiges Schwinden der Symptome: Teilremission; schizophrene Psychosen verlaufen entweder chronisch progredient oder in Schüben und Remissionen; bei der manisch-depressiven Erkrankung spricht man von einem phasenhaften Verlauf.

Restitution – Wiederherstellung (s. Psychose).

Reversibel – einer Rückbildung fähig, heilbar (Gegenteil: irreversibel).

Rorschachtest – von dem Schweizer Psychiater Hermann Rorschach im Jahre 1921 angegebene psychodiagnostische Verfahren auf Grund der Deutung von Klecksfiguren durch die Versuchsperson.

Schizoidie – Charakterveranlagung, die an die schizophrene Erkrankung erinnert.

Schizophrenie – »Spaltungsirresein«.

Schockbehandlung – Insulinschock: durch Injektion von Insulin wird ein Zustand der Bewußtlosigkeit herbeigeführt; nach 15 bis 45 Minuten wird der Patient durch Zufuhr von Traubenzucker wieder geweckt. Cardiazolschock: durch Injektion von Cardiazol wird eine kurzdauernde Bewußtlosigkeit mit Muskelkrämpfen (ein epileptischer Anfall) ausgelöst.

Elektroschock: Auslösung eines epileptischen Anfalles durch elektrischen Strom.

Die Schockbehandlungen sind wirksame Heilmethoden geistiger Störungen, werden allerdings in den letzten Jahren durch medikamentöse Behandlungsmaßnahmen (s. neuropsychologische Behandlung) zurückgedrängt.

Semiotisch – die äußeren Merkmale betreffend.

Somatisch – körperlich (Soma = Körper).

Somatogenese – s. Psychogenese.

Sperrung – plötzliche Unterbrechung des Gedankenganges, eines Bewegungsablaufs oder des Sprechens bei Schizophrenen.

Stereotypie – gleichförmiges Wiederholen von Worten, Sätzen oder Bewegungen, wiederholtes Einnehmen einer bestimmten Körperhaltung (Sprach-, Bewegungs-, Haltungstereotypien).

Stupor – durch seelische Vorgänge ausgelöste Bewegungslosigkeit bei erhaltenem Bewußtsein; dem Totstellreflex der Tiere vergleichbar; dabei besteht eine Neigung zu plötzlichen Erregungszuständen (s. Raptus).

Syndrom – Krankheitsbild, Symptomenkomplex.

Vorbeireden – verkehrte Beantwortung von Fragen; bei Schizophrenen infolge von Negativismus (s. dort) oder Gegenantrieben.

Wahn – eine falsche, meist absurde, durch Argumente aber nicht korrigierbare Überzeugung bei seelischen Erkrankungen; nach dem Inhalt der geäußerten Ideen unterscheidet man: Verarmungswahn, Verfolgungswahn, Eifersuchtswahn, Erfinderswahn, Größenwahn usw.

Zerebral – das Gehirn betreffend.

Zerfahrenheit – formale Störung des Denkens bei Schizophrenen: der Kranke reiht Vorstellungen beziehungslos aneinander.

Zwang – Vorstellungen, Gedanken, Impulse, die sich gegen den Willen aufdrängen und sehr unangenehm empfunden werden; sinnlose Handlungen, die der Kranke, einem unwillkürlichen Drange folgend, immer wieder verrichtet.

Literaturhinweise

Ackerknecht, E. H., Kurze Geschichte der Psychiatrie. Stuttgart 1957

Benn, G., Probleme der Lyrik. 7. Aufl., Wiesbaden 1961

Binswanger, L., Drei Formen mißglückten Daseins. Verstiegtheit, Verschrobenheit, Manieriertheit. Tübingen 1956

Bleuler, E., Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien. Handbuch der Psychiatrie von Aschaffenburg. Leipzig-Wien 1911

–, Die Probleme der Schizoidie und Syntonie. Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Bd. 78 (1922)

–, Lehrbuch der Psychiatrie. 9. Aufl., umgearbeitet von M. Bleuler, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1955

Bleuler, M., Die Problematik der Schizophrenie – heute und in ihrer Entwicklung seit 50 Jahren. Vortrag, London 11. 6. 1963

Bühler, K., Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena 1934

Bumke, O., Lehrbuch der Geisteskrankheiten. 4. Aufl., München 1936

Cocteau, J., G. Schmidt, H. Steck u. A. Bader, *Insania pingens*. Basel 1961 (Wunderwelt des Wahns, Köln 1961)

Curtius, E. R., Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. 4. Aufl., Bern-München 1963

Das war Dada. Dichtungen und Dokumente. Hrsg. v. Peter Schifferli. München 1963 (sonderreihe dtv, Band 18)

De Boor, W., Psychiatrische Systematik. Ihre Entwicklung in Deutschland seit Kahlbaum. Berlin-Göttingen-Heidelberg 1954

Delay, J., u. R. Volmat, Malerei und Chemotherapie. Psychopathologie und bildnerischer Ausdruck. Eine internationale ikonographische Sammlung, I. Serie, Basel: Sandoz 1963

Döblin, A., Merkwürdiger Lebenslauf eines Autors. CIBA-Symposium, Bd. 5 (1958), Heft 6, 204–207

- Fechter, P., Geschichte der deutschen Literatur. Berlin 1941
- Friedrich, H., Die Struktur der modernen Lyrik. Hamburg 1956
- Fülöp-Miller, R., Kampf gegen Schmerz und Tod. Kulturgeschichte der Heilkunde. Berlin 1938.
- Griesinger, W., Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. Stuttgart 1845
- Hecker, E., Die Hebephrenie. Virchows Archiv, Bd. 52 (1871), 394 ff.
- Heinroth, J. Chr. A., Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens. Leipzig 1818
- Heyer, G. R., Menschen in Not. Bd. II, Stuttgart 1951
- Hocke, G. R., Manierismus in der Literatur. Sprach-Alchimie und esoterische Kombinationskunst. Hamburg 1959
- Hölderlin. Sämtliche Werke. Kleine Stuttgarter Ausgabe. Hrsg. von Friedrich Beißner. Bd. II: Gedichte nach 1800 (1953)
- Sämtliche Werke. Kleine Stuttgarter Ausgabe. Hrsg. von Friedrich Beißner. Bd. VI: Briefe (1959)
- Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von N. v. Hellgrath u. F. Seebass. 3. Aufl., Berlin 1943
- Hofstätter, P. R., Psychologie. Frankfurt 1957
- Jaspers, K., Allgemeine Psychopathologie. 5. Aufl., Berlin-Heidelberg 1948
- Kahlbaum, K. L., Die Katatonie oder das Spannungsirresein. Berlin 1874
- Kainz, F., Einführung in die Sprachpsychologie. Wien 1946
- Kinn, B., Klinik der Schizophrenie. Handbuch der Erbkrankheiten. Hrsg. von A. Gütt, Bd. II: Die Schizophrenie, Leipzig 1940
- Kloos, G., Grundriß der Psychiatrie und Neurologie. München 1944
- Kluge, F., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 19. Aufl., bearb. von Walther Mitzka, Berlin 1963
- Kraepelin, E., Lehrbuch der Psychiatrie. 6. Aufl., Leipzig 1899

- , Hundert Jahre Psychiatrie. Ein Beitrag zur Geschichte menschlicher Gesittung. Berlin 1918
- , Einführung in die Psychiatrische Klinik. 4. Aufl., Bd. II, Leipzig 1921
- Kris, E., Psychoanalytic Explorations in Art. London 1953
- Lange-Eichbaum, W., Genie, Irrsinn und Ruhm. Eine Pathographie des Genies. 4. Aufl., hrsg. von W. Kurth, München-Basel 1956
- Leuret, F., Fragmens psychologiques sur la folie. Paris 1834
- Lichtenbergs ausgewählte Schriften. Hrsg. v. E. Reichel, Leipzig o. J.
- Liebmann, A. u. M. Edel, Die Sprache der Geisteskranken. Halle 1903
- Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts. Von den Wegbereitern bis zum Dada. Einleitung von G. Benn. München 1962 (sonderreihe dtv, Band 4)
- Menninger-Lerchenthal, E., Forschergeist. Wien 1964
- Mette, A., Über Beziehungen zwischen Spracheigentümlichkeiten Schizophrener und dichterischer Produktion. Dessau 1928
- Morgenstern, Chr., Alle Galgenlieder. Leipzig 1944
- Morgenthaler, W., Ein Geisteskranker als Künstler. Bern 1921 (Adolf Wölfli, Publications de la Compagnie de l'Art Brut, Fascicule 2, Paris 1964)
- Müller, Chr., Die Pioniere der psychoanalytischen Behandlung Schizophrener. Nervenarzt, 29 (1958), 456–462
- , Über Psychotherapie bei einem chronischen Schizophrenen. Psyche, 9 (1955), 350–369
- , Psychotherapie der Psychosen. In: Psychotherapie in der Gegenwart. Hrsg. von E. Stern, Zürich 1958
- Müller, M., u. Chr. Müller, Die Therapie der Schizophrenien. In: Psychiatrie der Gegenwart. Hrsg. v. H. W. Gruhle u. a., Bd. II, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1960
- Müller-Freienfels, R., Psychologie der Kunst. 2. Aufl., Leipzig-Berlin 1923

Navratil, L., Schizophrenie und Kunst. Ein Beitrag zur Psychologie des Gestaltens. München 1965 (dtv-Band 287)

Pfeifer, R. A., Der Geisteskranke und sein Werk. Leipzig 1923

Pfister, O., Die psychologische Enträtselung der religiösen Glossolalie und der automatischen Kryptographie. Leipzig-Wien 1912

Prinzhorn, H., Bildnerie der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung. Berlin 1922

Rattier, J., Was ist Schizophrenie. Psychologie und Psychotherapie des Schizophrenen. Zürich-Stuttgart 1964

Rennert, H., Die Merkmale schizophrener Bildnerie. Jena 1962

–, Die Universalgenese der endogenen Psychosen. Ein Beitrag zum Problem »Einheitspsychose«. Fortschritte Neurologie-Psychiatrie, 33. Jg. (1965), H. 5, 251–272

Rigler, O., Geistige Erkrankung, Heilanstalt und Umwelt. Soziale Berufe, 17. Jg. (1965), Nr. 3, 34–41

Rohracher, H., Einführung in die Psychologie. Wien 1946

Rorschach, H., Psychodiagnostik. 4. Aufl., Bern 1941

Rosen, J. N., Psychotherapie der Psychosen. Direct Psychoanalytic Psychiatry. Stuttgart 1964

Rust, H., Das Zungenreden. Eine Studie zur kritischen Religionspsychologie. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, München 1924

Schindler, R., Das psychodynamische Problem beim sogenannten schizophrenen Defekt. 2. Internationales Symposium über die Psychotherapie der Schizophrenie, Zürich 1959; Vol. 2, 276–288, Basel-New York 1960

–, Weitere Betrachtungen zur Psychodynamik schizophrener Persönlichkeitsabwandlung. 3. Internationales Symposium über die Psychotherapie der Schizophrenie, Lausanne 1964, 131–142, Basel-New York 1965

Schönbauer, L., Das Medizinische Wien. Geschichte – Werden – Würdigung. Berlin-Wien 1944

Sechehaye, M. A., Die symbolische Wunscherfüllung. Bern 1955 (La réalisation symbolique. Bern 1947)

Spoerri, Th., Sprachphänomene und Psychose. Basel-New York 1964

Stafford-Clark, D., Psychiatry To-day. London-Tonbridge 1959

Starobinski, J., Geschichte der Melancholiebehandlung von den Anfängen bis 1900. Documenta Geigy, Acta psychosomatica Nr. 4, J. R. Geigy S. A., Basel 1960

Steck, H., Die primitive Geistesart und das magische Denken bei den Schizophrenen. In: Cocteau, J., G. Schmidt, H. Steck u. A. Bader, a. a. O.

Stransky, E., Über die Dementia praecox. Streifzüge durch Klinik und Psychopathologie. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Bd. X, Wiesbaden 1909

–, Geschichte des Schizophreniebegriffes, Phasen und Weichenstellungen. Referat am Internationalen Kongreß für Psychiatrie in Zürich 1957, Folia Psychiatrica, Neurologica et Neurochirurgica Neerlandica, Vol. 60 (1957), 343–352

–, Lehrbuch, der allgemeinen und speziellen Psychiatrie. Leipzig 1914/19

Strotzka, H., Versuch über den Humor. Psyche. 10 (1957), 507–600

Stuchlik, J., Notes on the Psychology of Origin and Formation of Neomorphisms of Language. Confinia Psychiatrica, Vol. 7, Basel-New York 1964, 216–233

Sullivan, H. S., Conceptions of modern psychiatry. Psychiatry, Vol. 3 (1940), 1

Waiblinger, W., Der kranke Hölderlin. Hrsg. v. P. Friedrich, Leipzig 1913

–, Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn. Hrsg. v. A. Beck, Marbach 1951

Wellek, R., u. A. Warren, Theorie der Literatur. Berlin 1963

Weygandt, W., Atlas und Grundriß der Psychiatrie. München 1902

Wilder, J. u. a., Personal Notes On Paul Federn. American Journal of Psychotherapy, Vol. IV (1950), 503–516

Wilpert, G. v., Sachwörterbuch der Literatur. 3. Aufl., Stuttgart 1961

Wyrsch, J., Klinik der Schizophrenie. In: Psychiatrie der Gegenwart. Hrsg. v. H. W. Gruhle u. a., Bd. II, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1960

E. A. v. Zeller, Zweiter Bericht über die Wirksamkeit der Heilanstalt Winnenthal, vom 1. März 1837 bis zum 29. Februar 1840. Medicinisches Correspondenz-Blatt des Württembergischen Ärztlichen Vereins, Bd. X (1840), 129–147

Sachregister*

- Abänderungsstereotypien 50, 148
- Abteilen 151
- Abwehrmechanismen 149
- Agglutination 48 f.
- Akrostichon 70
- Alliteration 76 f., 125, 130, 136, 152
- Alphabet-Zahlen-Farbenmagie 73 f.
- Ambiguität 132, 144
- Ambitendenz 147
- Anadiplose 139
- Anapher 138, 155
- Änigmatik 69
- Annominatio 131 f.
- Anspielung 86, 147
- Apokoinu 145 f.
- Apokope 143
- Aposiopese 146, 151
- Aprosdoketon 140, 149, 154
- Artificialität 135, 156
- Assonanz 76 f., 130, 142, 152
- Assoziation 44 f.
- Asyndeton 142, 152
- Automatismen 43, 49 f., 98

* Die angegeben Seitenzahlen gelten für das gedruckte Original

Banalität 10, 64, 86
Bedeutung 144
Befehlsautomatie 148
Befehlsnegativismus 148
Begriffsverschmelzung 47 f.
Begriffserfall 47 f.
Bilderlyrik 127 ff.
Buchstabenkunst 69 f., 129 ff.
Buchstabenversetzung 130 f.

Carmina figurata 127 ff.
Contradictio in adjecto 136

Dadaismus 57 f.
Daseinsanalyse 39
Deformation 127, 135, 161
Dementia praecox 36 f.
Denken 13
Determinierende Tendenz 45
Dialekt 53, 64 ff., 141
Direktheit 147, 152, 153
Dualismus 137

Echolalie 148
Echopraxie 148
Einblendung 141
Ellipse 146
Emphase 140
Epipher 139
Ersparung 146

Erweiterung 146 f.
Existenzphilosophie 39
Figurengedichte 127 ff.
Floskeln 21
Formalismus 124 f., 127–129, 135, 144, 155, 161
Fremdwörter 80–141

Gegenantriebe 47, 130, 140, 146, 148
Glossolalie 56 ff.
–, religiöse 5 8 ff.
Groß- und Kleinschreibung 16, 125 f.

Hebephrenie 36
Homoionymie 131 f.
Homonymie 131
Humor 149 f.
»humour noir« 149
Hypallage 145

Ich 21 f., 43f., 46, 72, 138, 148, 150–155, 157, 161, 163,
Ideenflucht 44 f.
Ideenflüchtige Verwirrtheit 46
Imperfekt, überzeitliches 126
Inreim 140
Interjektion 81, 86, 125, 142
Interpunktion 16, 64, 80, 124
Intrapsychische Ataxie 38
Ironie 149 f.
Iteration 130, 139

Kaimata 131
Katatonie 36
Klangbild 151
Klangmalerei 130
Kontamination 143
Kontext 144
Kontrast 140, 142, 152
Konvention 127, 148
Kyklos 139

Leipogrammatisch 130
Lieblingswörter 50, 141

Magisches Denken 48 f., 84
Manie 32 f., 44 ff.
Manieren 49 f.
Manieriertheit 36, 49 ff.
Manierismen 49 ff., 98, 129 ff., 134, 136,
141, 148, 154
Manieristisch 162
Maske 138
Mehrdeutigkeit 131, 132, 144
Melancholie 32
Metapher 132 ff.
Metaphorismus 134 ff.
Metathese 143
Metonymie 134 f.

Negativismus 47, 148
Neoglossie 61

Neologismen 47, 55, 56, 74f., 125, 142ff., 154
Neophasie 62
Nominalstil 142
Nonsense 150
Nuancierung 140, 155

Objektivismus 154 f.
Originalität 46, 64, 99, 138, 143, 148, 160 f.
Orthographie 80, 94 f., 124 ff., 132
Oxymoron 136

Paradoxon 137
Paralogik 150
Parodie 147 f.
Paronomasie 130, 131 f., 136
Periphrase 15 3 f.
Perseveration 44, 125
Phonetische Schreibweise 5 3
Physiognomisches Erleben 133
Poesie 127, 139, 144 f., 153, 155, 156 f.
Pointe 140, 154f.
Psychoanalyse 38 ff.
Psychologisieren 70 ff., 138, 156
Psychomotorium, Psychomotorik 38, 47
Psychotherapie der Schizophrenie 39 ff.

Rätselhaftigkeit 135, 144
Rechtschreibung 80, 94 f., 124 ff., 132
Rededrang 43
Regression, kontrollierte 161

Rhythmisierung 43, 86, 139

Sachlichkeit 99, 155

Sarkasmus 150

Satzverschränkung 145 f.

Sperrung 47, 143, 146, 148

Spielerisches 56, 73, 130, 144, 149, 155

Spiralenform 127

Sprache, Leistungen der 13, 157

Sprachverwirrtheit 55, 96 f.

Sprech- und Sprachautomatismen 44, 132, 139, 157,

Subjektivismus 154

Symbol 133

Symbolismus 135, 161

Systematisierung 73 f., 76

Scheintiefsinn 49

Schizophrenie 37 f.

Schüttelreim 81

Stabreim 125, 130, 136

Starre 16, 38

Stelzensprache 54

Stereotypie 49, 139

Tautologie 137, 150

Technopägnie 127 f.

Translatio 132 ff.

Überkorrektheit 126 f.

Variation 140

Verbalstil 142
Verbigeration 49, 139
Verblüffung 144
Verfremdende Farben 136 f.
Verfremdung 131, 136 f., 144
Verrücktheit (nach Zeller) 34 f.
Verschrobenheit 49 f.
Verzerrungssprache 61
Vorbeireden 148
Vorstellungsangebot 44 f.

Wahn 38
Wiederholung 138 ff.
Wortfragment 140, 143
Wortneubildungen 19, 21, 80 f., 142 ff., 154
Wortschatz 141 ff.
Wortspiel 132
Wortstellung 144 ff.
Wortwahl 141 ff.
Wortzerreiung 131
Wortzusammenziehung 131

Zahlen 81
Zerfahrenheit 46, 76
Zungenrede 56 ff.

Leo Navratil,

geboren 1921, trat nach der Promotion zum Dr. med. an der Wiener Universität im Jahre 1946 als Sekundararzt in die Niederösterreichische Landes-Heil- und Pflegeanstalt Gugging ein. Er studierte daneben Psychologie und Anthropologie und promovierte 1950, ebenfalls in Wien, zum Dr. phil. Nach einem Studienaufenthalt im Institute of Psychiatry am Maudsley Hospital in London vervollständigte er seine Ausbildung an der Psychiatrisch-Neurologischen und an der 1. Medizinischen Klinik in Wien. Seit 1954 ist er wieder in der Heil- und Pflegeanstalt Gugging tätig, seit 1956 als Primararzt. Navratil beschäftigt sich seit Jahren mit dem Problem des zeichnerischen und sprachschöpferischen Gestaltens psychisch Erkrankter. Er ist Beirat der »Société Internationale de Psychopathologie de l'Expression« für Österreich. 1965 veröffentlichte Navratil sein Buch ›Schizophrenie und Kunst« (dtv-Band 287).